Neue
Skizze von Wien.

Erstes Häft.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Wien,
bey J. V. Degen,
Buchdrucker und Buchhändler.
1805.

Inhalt.

An die Leser . . . . . . Seite 1
I. Panorama von Wien 3
II. Die Stadt wird zu enge . . . 9
III. Statue Josephs 16
IV. Der Josephsplatz 20
V. Unerhörte Theuerung 24
VI. Quartier-Wucher 32
VII. Abnahme der Geselligkeit . . . 39
VIII. Tabaksdosen und Tabakspfeifen . 42
IX. Perücken, — der Männer, — der Weiber 50
X. Widerruf 55
XI. Backenbärte. — Kropfbinden. — Rundköpfe 57
XII. Die zwey Fragen 60
XIII. Hippomanie 62
XIV. Hunds- und Vögel-Doctoren . . 69
XV. Ungarischer Champagner. — Weinverfälschung 74
XVI. Bier — dessen Consumtion und Verfälschung. — Das Bier in Berlin . . 80
XVII. Ballette 85
XVIII. Er negocirt 91
XIX. Spencer. — Shawl. — Nelson. — Neue Mäntel 95
XX. Beleuchtete Wagen. — Brennende Nachtfackeln. — Schnelles Fahren . . 100

XXI Griechinnen unterm 48sten Grad Nordbreite. — Erkältungen . . Seite. 104
XXII. Der Ridikül 109
XXIII. Lectüre 111
XXIV. Einfluß der Weiber auf die Lectüre 116
XXV. Theater an der Wien . . . 120
XXVI. Sontags-Publicum . . . 129
XXVII. Pensions-Institute . . . 133
XXVIII. Die Nothhelferinn Euterpe . . 139
XXIX. Was ist die Stadt Wien werth . 142
XXX. Vorschlag zu einer großen Bequemlichkeit 145
XXXI. Kaufmannsdiener. — Frauenschneider, Frauenschuster 149
XXXII. Rettungsanstalt für Scheintodte . 154
XXXIII. Lebensbedürfnisse . . . 159
XXXIV. Ausstattungslotterie für Dienstmägde 162
XXXV. Verschönerungen 164
XXXVI. Kärnthnerthor, Kärnerthor, oder Körnerthor 171
XXXVII. Consumtions-Tabellen von 1785, 1802 und 1803 174

An die Leser.

Es sind nun ungefähr anderthalb Dutzend Jahre verflossen, seit dem die Skizze von Wien erschien. Die damahlige Lesewelt nahm sie mit Wohlwollen auf; sie wurde bald auch nachgeahmt: es erschien eine Skizze von Grätz, von Linz, von Prag und Leipzig, auch eine Skizze von Hamburg; es erschien etwas später ein Neues Gemählde von Wien, und ein Neuestes Sittengemählde von Wien, deren Anlage und Ton im Ganzen nach jenen der Skizze von Wien gemodelt waren: Umstände, die für den Verfasser des ersten dieser Bücher, wie mich dünkt, nichts Abschreckendes haben.

Seit so vielen Jahren hat sich Wien unter mancherley Gesichtspuncten merkbar verändert: ehemahlige auffallende Züge seiner Physiognomie sind erloschen; neue Schattirungen sind entstanden; manche hervorstechende Charaktere sind verschwunden, ehedem unbemerkte sind an dersel-

ben Stelle getreten, und man sagt nichts Neues, wenn man anführt, daß sich Denkart, Sitten, und selbst das Aeußere einer großen Stadt oft eben so sichtbar umwandle, wie sich alle diese Attribute bey einzelnen Menschen abändern.

Wir haben eigene Journale, die uns Schilderungen und Nachrichten von ausländischen Hauptstädten liefern, und sie werden Jahre lang gelesen, obschon man sich oft durch einen Schwall von unbedeutenden Kleinigkeiten und kostbar aufgestutzten Trivialitäten durcharbeiten muß. Was ist die periodische Schrift **London und Paris**, was sind die **französischen** und **englischen Miscellen** anders, als Skizzen jener Städte? — Haben wir nicht ein Gemählde von Rom, von Madrid, von Petersburg? — Finden die Deutschen Interesse genug daran, jene entfernten Plätze genauer kennen zu lernen, so mögen sie ja vielleicht auch ein müßiges Stündchen darauf verwenden, die wichtigste Stadt ihres eigenen Vaterlandes wieder einer Anschauung zu würdigen.

I.

Panorama von Wien.

Panorama heißt eine Uebersicht oder eine Zusammenstellung des Ganzen; es muß also eine Gegend oder eine Stadt nicht einseitig, sondern ganz darstellen, so daß man von dem genommenen Standpuncte nach jeder Weltgegend alles dasjenige erblicke, was Natur oder Kunst, oder beyde zusammen auf Ort und Stelle darbiethen. Darum nennt man diese Abbildungen auch Rundgemählde.

Englische Mahler haben vor ungefähr sechs Jahren die ersten Panoramen oder Rundgemählde verfertiget, die aus Britannien bald auch auf das feste Land herüber kamen, und so haben wir im Jahre 1801 das Panorama von London gesehen.

Der Standpunct desselben war vom Giebel der Albion-Mühle *) genommen. Die

*) England hieß in den alten Zeiten Albion.

hervorstechendste Partie war also die allerdings prächtige Albion- oder Blackfriars-Brücke *), mit dem darauf befindlichen Gewimmel von Menschen, Pferden und Wagen; die Themse mit den benachbarten Straßen: jenseits des Stroms die Perspective in die Bridge-Street, bis in den Fleet-Market hinauf; etwas links das schöne Somerset-House; rechts in der Ferne die Kuppel der Paulskirche, das Monument **), der Tower, die London-Brücke, und ein Wald von Masten der im Hafen liegenden Schiffe. — Auf der Themse selbst mancherley Fahrzeuge, und eine Gruppe badender Knaben. — Diesseits des Stroms die breite und gerade St. George's Road, und in derselben eine echt brittische Boxpartie, von einem Pöbelhaufen umringt; die Dordrechter Landkutsche mit sechs Rädern u. s. w. — In der

*) Blackfriars, zu deutsch: Schwarze Mönche, weil in dieser Gegend ehedem ein Augustiner-Kloster gestanden hatte.

**) Eine Säule zum Andenken des großen Brandes in London vom Jahre 1666.

Ferne links, Westmünster und die dortige Brücke u. s. w. — Rückwärts, schlechte, beruste, von Kohlenfeuer dampfende Vorstädte; und in der Entfernung blaue Hügel.... Das Ganze gab einen lebhaften, und wirklich großen Ueberblick der brittischen Hauptstadt.

Durch den Beyfall aufgemuntert, welchen das Panorama von London erhalten hatte, unternahmen es zwey Künstler in Wien, auch ein Panorama von dieser Hauptstadt aufzustellen. Sie errichteten das dazu nöthige Haus auf einem günstigen Platz im Prater, wo dieses Rundgemählde in den Sommermonathen von 1803 und 1804 zu sehen war.

Jeder Unbefangene, der dieses Panorama ansah, mußte gestehen, daß seine Erwartung weit übertroffen war.... Der Standpunct ist vom Thurme der Augustinerkirche in der Stadt genommen, in einer Höhe von 40 Klaftern. Von der eigentlichen Stadt Wien war, wegen der bekannten Höhe der Häuser und wegen der engen Straßen,

nicht viel anzubringen, ein Stück vom Spitalplatze und dem Stephansplatze ausgenommen; aber der belebteste Theil der Bastey, fast das ganze Glacis, und die Ansicht des großen Zirkels sämmtlicher Vorstädte steht in seiner ganzen überraschenden Völle da. . . .

Auf der Bastey erblickt man die mancherley Gruppen von Spaziergängern an einem Sommerabende, und dabey die auffallenden Schattirungen der verschiedenen national- militär- und anderen Trachten. . . . Im Stadtgraben Militär-Posten und Arbeiter mancherley Art. . . Auf dem Glacis das geschäftige Gewimmel der nach und von den Vorstädten hin und her strömenden Menge von Menschen, Pferden und Wagen, und die dadurch erregten empor steigenden Staubwolken. Hier hat der Künstler auch zwey Bataillons deutscher und ungarischer Grenadiers angebracht, die auf diesem ihrem ordentlichen Exercierplatze geübt werden: das eine ist eben im Feuern begriffen, das andere macht stille Evolutionen, und beyde sind von

einem Haufen von Zuschauern umringt: alles genau nach der Natur.

Außer dem Glacis präsentiren sich die weitläufigen Vorstädte mit ihren zum Theile prächtigen Gebäuden, Kirchen, Gärten u. s. w.

Ueber die Vorstädte hinaus umfaßt das Auge den ganzen Horizont von Wien, welcher ungleich mehr Schönheiten der abwechselnden Natur darbiethet, als die Gegenden rings um die meisten europäischen Hauptstädte. . . . . Von Westen kommt die prächtige Donau herunter, welche bey dem Kallenberge in eine Spiegelfläche vereint ist, aber unter demselben sich sogleich in mehrere Arme entfaltet. Dieser Kallenberg macht hier den Stützpunct des sich gegen Süden ziehenden mäßigen Bergrückens, dem man bis nach Baden, und dann weiter in das Inner-Oesterreich folgt. Gegen Osten liegt eine große Ebene, durch welche der Ister nach Ungarn hinein strömt, und an diese schließen sich gegen Norden die mit Waldungen bedeckten Bergketten von Mähren.

Dieser Theil des wienerschen Panorama, nähmlich die perspectivische Landschaftsmahlerey, ist um viel besser gearbeitet, als er es bey dem Panorama von London war.

In der That, die Künstler haben getreu ausgeführt, was sie in der Ankündigung ihres Rundgemähldes versprochen hatten, daß man nähmlich auf demselben alles erblicken würde, was auf dem ganzen Horizont interessant ist.

Der Engländer Barton hat die Stadt und Gegend aufgenommen, und die hiesigen Künstler Janscha und Postel haben das Panorama ausgearbeitet, welches in seinem vollen Umfange 2880 Quadratfuß beträgt.

II.

Die Stadt wird zu enge.

Vor ungefähr zwanzig Jahren hatten wir die Eitelkeit, mit den auswärtigen Geographen, Statistikern und Reisebeschreibern weid-

lich zu zanken über die Volksmenge von Wien, und uns recht patriotisch darüber zu ärgern, daß sie dieselbe stets zu klein angaben. . . . Jetzt wünschten wir ganz ernstlich, jene Volkszähler möchten Recht haben, daß Wien nur ein paar Mahl hunderttausend Einwohner habe: gern wollten wir so um ein 80,000 Menschen weniger hier haben, denn die Stadt wird allenthalben zu enge.

Das Nachsuchen um Wohnungen, und die Klage, daß man keine finde, selbst um theures Geld keine finde, besonders in der Stadt, ist unaufhörlich und allgemein. Sogar vermögende Leute müssen aus der Stadt in die Vorstädte ziehen; und schon seit einigen Jahren war die Polizey bey den Ausziehungs-Terminen (welche hier vierzehn Tage nach Georg- und Michaels-Tag sind) einige Mahle in nicht geringer Verlegenheit, einige hundert Familien der ärmeren Classe, selbst in den weitläufigen Vorstädten, unter Dach zu bringen. Man hat schon zu wiederhohlten Mahlen solche Leute in Gänge und Nebengebäude von Klöstern einquartiert. An-

dere haben sich in den geräumigen Höfen von Fabrikgebäuden und Wirthshäusern hölzerne Baraken zusammen genagelt, sich mit Kind und Kegel hinein gesiedelt, und Monathe lang in denselben gehauset.

Um diesem Mangel an Wohnungen abzuhelfen, und um sein Geld auf gute und sichere Zinsen anzulegen, wird denn auch an allen Orten und Enden wieder gebaut, besonders seit dem Ende des letzten Krieges. In der Stadt, wo kein leeres Plätzchen für ein Haus weiter ist, setzt man neue Stockwerke auf die alten Häuser; reißt kleine und niedrige zusammen, und baut neue, höhere und besser zu benutzende auf ihre Stelle. In den Vorstädten werden theils die an die Linien gränzenden leeren Plätze bebaut, theils werden an die Stelle von Gärten, Scheunen und Ställen hübsche wohnbare Häuser aufgeführt.

Man vergleiche: im Jahre 1786 hatte Wien 5723 Häuser; im Jahre 1796 hatte es schon 6575. Von diesem Jahre an bis 1800 wurde zwar beynahe nichts gebaut;

aber seit drey Jahren ist der Baugeist in doppeltem Maße in die Capitalisten gefahren, und die gesammte Häuserzahl beträgt jetzt sicher schon etwas über 7000.

Diese Wuth zu bauen hat natürlicher Weise den Lohn der Arbeitsleute und den Preis der Baumaterialien auffallend erhöht: der ehemahlige Tagelohn des Tagelöhners ist von 17 Kreuzern auf 36, und der eines Maurers von 34 auf 1 Fl. 12 Kr. gestiegen. Die Bauziegel, wovon das Tausend vor sechs Jahren noch 7 bis 8 Fl. kostete, kommen jetzt auf 22 Fl., obschon man eine Menge von Ziegelbrennereyen in der ganzen Gegend von Wien angelegt, Steinbrüche bey Burkersdorf, Dornbach, Mauer, theils neu eröffnet, theils gedoppelt benützt hat, und Bausteine und Ziegel häufig aus Ober-Oesterreich herunter führt, wovon 1000 der letztern ganz neuerlich 30 Fl. kosten.... Man höre ein Beyspiel von diesen steigenden Preisen: das große neue Haus in der Wollzeile wurde im Jahre 1797 gekauft; es mußte seiner Baufälligkeit wegen ganz neu

aufgeführt werden; der Käufer läßt den Ueberschlag und die Berechnung aller nöthigen Artikel machen, aber andere Unternehmungen verhindern ihn, den Bau sogleich anzufangen. Das alte Haus bleibt noch drey Jahre stehen; jetzt beginnt man den Bau, und nun, drey Jahre später, kosten bloß die Ziegelsteine 27000 Fl. mehr als zur Zeit da der Ueberschlag gemacht wurde.

Die Stadt wird auch noch in anderem Betrachte zu enge: nebst den vielen schmalen Gassen, worin man neben den häufigen Wagen oft in Gefahr kommt, Arme und Beine zu verlieren, sind besonders die wenigen und engen Stadtthore in keinem Verhältnisse mehr mit der stets aus- und einströmenden Volksmenge. An jedem Vormittage, besonders aber an den Tagen der Wochenmärkte, ist das Gedränge am Kärnerthore, Burgthore, Schottenthore und Stubenthore äußerst lästig und gefährlich; Fuhrwerke aller Art häufen sich daselbst so sehr zusammen, daß man oft zu halben und drey Viertelstunden harren muß, ehe man durch

das Thor kommt, nebst dem, daß noch mancherley Unglück mit Niederfahren der Menschen, Umwerfen der Wagen, Beschädigung der Pferde u. s. w. geschieht.

Diese Umstände haben endlich die Regierung bewogen, ein nicht weit vom Kärnerthore befindliches ehemahliges Thor wieder aufbrechen zu lassen, und es so wohl für Fuhrwerke als Fußgänger wandelbar zu machen, mit der guten Einrichtung, daß vom 15ten October 1802 das alte Kärnerthor bloß für die hinaus Fahrenden, das neue Franzthor *) aber bloß für die herein Kommenden bestimmt ist: welches also hier dem gefährlichen Gedränge glücklich abhilft.

Aehnliche neue Thore wären wenigstens noch ein paar, neben dem Burgthore und Stubenthore, zu wünschen.

Allein wie viele thorähnliche enge Passagen sind in der Stadt selbst, denen wahrscheinlich noch lange nicht wird abgeholfen

*) Es hat die ganz einfache Aufschrift: Franciscus II. 1802.

werden. Man erschrickt, wenn man bedenkt und sieht, daß sich gerade in den besuchtesten Gegenden dieser menschenvollen Residenz fünf Defileen von Häusern befinden, deren jedes nicht mehr als sieben Schritte breit ist, und durch deren jedes alltäglich bey fünf bis sechs hundert Wagen, auch häufig zwey gegen einander fahren, und neben denen noch dreyßig tausend Menschen zu Fuß durchschleichen müssen! Diese Häuser-Defileen sind am oberen und unteren Ende des Grabens, zwischen dem hohen Markte und Lichtensteg, beym Heidenschuß, und die nach dem so sehr besuchten Prater führende lange Häuserschlucht vom Haarmarkte bis zum rothen Thurme.... Hier darf man in Wahrheit sagen: Der hat im Kanonenfeuer gewandelt, welcher einen ganzen Tag durch die engen Stätten Wiens gewandert, und ohne Wunde und Quetschung entwischt ist.

Ehedem durften die so genannten Zeiselwagen, wie auch die beladenen und leeren Bauerwagen, welche nicht in der Stadt selbst etwas abzuladen hatten, nicht zu den

Thoren herein und durch die Stadt fahren, sondern mußten außerhalb der Stadt über das Glacis nach ihren Verkaufsplätzen gehen, und leer denselben Weg zu den Linien hinaus nehmen. Seit einigen Jahren sieht man so wohl die Zeiselwagen durch die Stadt fahren, als besonders auch die leeren Bauerwagen, die oft in langen Reihen ganze Gassen gegen die Thore hin füllen, und das Gedränge und die Verwirrung unnöthiger Weise noch vermehren helfen: ein Umstand, von dem zu wünschen wäre, daß er neuerdings abgestellt würde.

III.

Statue Josephs II.

Endlich erhält Wien einmahl auch ein seculares Monument, auf dem niedlichsten seiner kleineren Plätze, nachdem man seit zwey Jahrhunderten die größeren mit heiligen Bildergruppen besetzt hat, wobey die Absicht oh-

ne Zweifel gut war, welche aber unstreitig eher in eine Kirche als auf öffentliche Plätze gehören.

Kaiser Franz II. läßt seinem erhabenen, seinem unvergeßlichen Oheim ein würdiges Denkmahl setzen. Es kommt auf den Platz zu stehen, der schon den geliebten Nahmen desselben führt. Dieses Werk ist seit mehreren Jahren in der Arbeit, und nun schon so weit gediehen, daß es binnen zwey Jahren vollendet dastehen wird.

Im Mittelpuncte des Josephsplatzes ist der Grund zu diesem Monumente gelegt. Drey Stufen führen zum eigentlichen Fußgestelle, welches, so wie die Stufen auch, von grauem Granite ist, so fest, daß er bey jedem Meißelschlage Funken sprüht, und so fein geschliffen, daß man sich darin besehen kann. Dieser Stein kommt aus einem Bruche dicht an der Donau, bey Matthausen in Ober-Oesterreich. Das Fußgestell ist ein längliches Viereck. Auf diesem steht die Statue Joseph II. zu Pferde, im römischen Costüme, das Haupt mit einem Lorberkranze um-

wunden, mit der linken Hand die Zügel des Pferdes haltend, die rechte in der Stellung des Herrschers frey und gerade vor sich hin ausgestreckt. Das Angesicht ist gegen das Friesische Haus gekehrt, damit man von beyden Seiten des Einganges zu dem Platze das Gebilde im Profil erblicke.

Das Ganze zusammen ist von der Erde an ungefähr sechs und dreyßig Fuß hoch; das Pferd und die Statue ungefähr achtzehn Fuß; beyde von feinem Bronze, das an Gewicht ungefähr vierhundert Zentner beträgt.

Der Guß der Statue geschah im Jahre 1801, der Guß des Pferdes im Jahre 1803; beyde sind vollkommen ohne Fehler und Makel ausgefallen, und die Statue hat eine frappante Aehnlichkeit mit dem Originale.

An die Vorderseite und Rückseite des Fußgestelles kommt eine Inschrift in lateinischer Sprache. Es war hierzu die von Denis verfertigte Inschrift bestimmt, welche man an dem im Park von Laxenburg stehenden Modelle dieses Monumentes liest: Divo Josepho II. Rom. Imp. Principi in suo-

rum animis immortali. Franciscus II. Rom. Imp. ex fratre nepos, alteri parenti posuit. Man ist aber davon abgegangen, und hat eine andere Inscription für dieses Denkmahl bestimmt.

Die beyden Nebenseiten des Fußgestelles werden mit Basreliefs, ebenfalls aus Bronze, geschmückt, wovon die Figuren etwas über Lebensgröße haben; sie zeigen in symbolischen Gruppen die beyden großen Wohlthaten Josephs für seinen Staat: die Beförderung des Ackerbaues und des Handels.

An den vier Enden der Granit-Stufen kommen vier runde Pilaster zu stehen, auf deren jedem vier Abbildungen, in erhobener Arbeit, von jenen Denkmünzen sind, welche während der Regierung Josephs auf die merkwürdigsten Begebenheiten seiner Zeit geschlagen wurden, und die also gleichsam einen chronologischen Abriß jener Epoche darstellen.

— — — — — — — —

So werden wir im Bild den deutschen
Titus sehen,

Den Vater seines Volks, den Solon auf dem
Thron!
Den Fürsten, der im ungeborgten Glanze,
Der Sonne gleich, erleuchtend, streng und
mild
Den unermeßnen Kreis der Königspflicht er=
füllte;
Als Mann des Staats nur immer für das
Ganze
Wohlthätig und gerecht, vor keinem Götzenbild
Des Wahnes kniete, heldenmüthig mitten
Durch den Gespensterwald, von keinem Wider=
stand
Gehemmt, erweicht von keinen Bitten,
Geschreckt von keiner Furcht, mit unaufhalt=
barn Schritten,
Die Fackel der Vernunft in seiner festen Hand,
Sein großes Ziel verfolgt', von jedem Eisen=
band,
Das Geist und Leiber drückt, die Menschen zu
befreyen,
Und — was selbst Marc=Aurel kaum einen
Augenblick

Dem Erdkreis einst gezeigt — im allgemeinen
Glück
Asträens Alter zu erneuen *).

Wieland.

IV.

Der Josephsplatz.

Ich habe einst den Vorschlag gethan, auf die Mitte des Josephsplatzes ein von einem Baumzirkel umschattetes Zelt zur Ergetzung des Publicums zu setzen. Dieser Platz hat nun eine viel schönere Bestimmung erhalten, wie man aus dem vorstehenden Abschnitte ersehen hat. Desto besser!

Wenn es dem Josephsplatze nicht an Re=

*) Nach dem Englischen der Mistress Knight. In des Freyherrn Joseph von Retzer Choice of the best pieces of the most eminent English Poets 6 Vol. 1784 wurden die englischen Verse aus der Handschrift der Verfasserinn zuerst abgedruckt.

gelmäßigkeit fehlte, so wäre er der hübscheste in Wien; allein die über ihn laufende Straße durchschneidet ihn nach einer schiefen Richtung von Osten nach Westen, und die Ostseite ist ungefähr um dreyßig Fuß kürzer als die Westseite, ein Mißverhältniß, dem nun nicht mehr abzuhelfen ist.

Ich stelle mir in meiner Phantasie vor, die Statue Josephs II. stehe schon auf diesem Platze. Ich trete hin, und zolle ungeheuchelt meine dankbare Ehrerbiethung dem großen Imperator, der in seinem Staate so viel Gutes und Großes that. . . . . Dabey vergesse ich des Künstlers nicht, den bloß sein natürliches Genie zum Bildner so erhabener Monumente schuf. Wie weiland der bekannte Duval bey seiner Lämmerherde zum Astronomen und Naturkundiger ward, eben so wurde Zauner auf einer einsamen Tyroler-Alpe, bey der Ziegenherde seines Vaters, aus innerem Triebe zum Bildhauer. Mit seinem ärmlichen Taschenmesser schnitzte er die erste hölzerne Puppe! — Von dieser Puppe bis zum marmornen Grabmahle Kaiser Leopolds II.

und nun bis zur kolossalen Statue Josephs II. aus Bronze; welch ein Raum, den dieser wackere Sohn der Kunst durchlaufen hat!

Wenn man die Geschichte mehrerer ähnlicher Monumente in Frankreich, England, Rußland u. s. w. weiß, wie dort das vereinte Studium und die vereinte Arbeit verschiedener Männer zusammen wirkte, um ein solches Werk auszuführen: so erstaunt man mit Recht, wie hier ein einziger Künstler, und der bisher beynahe alles bloß in Marmor gearbeitet hatte, vom ersten Aufrisse auf einem Blatte Papier bis zum Feuergusse des metallenen Kolosses, und von dort wieder bis zur Aufstellung auf dem öffentlichen Platze, alles Artistische und Mechanische dabey ganz allein entworfen und ausgeführt hat; und dieser Künstler ist Joseph Zauner, Professor der Bildhauerkunst an der hiesigen Akademie der bildenden Künste, ein geborner Tyroler.

Nachdem ich dem Patriotismus und der

Kunst gehuldiget habe, sey es mir erlaubt, mich meinen gewöhnlichen Grillen zu überlassen, wovon mir die Umgebungen des Josephsplatzes höchst abstechende über das Thun und Treiben der Menschen hiernieden an die Hand geben: auf diesem Platze stehend habe ich gerade vor mir die kaiserliche Bibliothek; links, das zoologisch-mechanische Cabinet; rechts, unten die Reitschule, oben die Redoutensäle; rücklings die Friesische Wechselstube. . . . . Welche Freude hat man in der ersten über eine neu entdeckte classische Variante, über einen gedruckten Papierfleck aus den Zeiten Fausts und Schäffers, über eine Editio princeps oder einen liber rarissimus, das aber kein Mensch lesen mag! — Für welchen Gewinst achtet man im zweyten die Acquisition eines mangelnden Kolibri, einer neu entdeckten Schlangen- oder Affenart! — Rechts unten wie jubilirt der junge Cavalier, daß heute sein Schimmel zum ersten Mahle nach der Regel traversirt! . . . Ein Stockwerk höher, welch ein Triumph für die alternde Kokette ist während einer Ball-

nacht die ephemerische Eroberung eines renomirten Adonis! — In der vierten endlich, mit welchem Falkenblicke folgt man den Symptomen des öffentlichen Credits, den Oscillationen des Geldcurses! mit welcher archimedischer Unermüdlichkeit berechnet man $\frac{1}{20}$, $\frac{1}{30}$, $\frac{1}{40}$ u. s. w. Procent, wie fleißig trägt man zu Buch den Zins vom Zinse der Zinsen!

Da möchte nun freylich manch grämlicher Stoiker aufrufen:

O curas hominum! O quantum est in rebus inane!

Allein, dieß alles ist nöthig, um die Maschine der cultivirten Welt in ihrem Gange zu erhalten.

V.

Unerhörte Theuerung.

Wien hatte ehedem den gegründeten Ruf, daß man hier wohlfeiler lebe als in jeder anderen europäischen Hauptstadt vom ersten

Range, ja sogar wohfeiler als in mancher von der zweyten und dritten Größe. Dieser Satz blieb noch immer wahr, obschon in den Jahren 1788 und 1789, und dann 1798 und 1799 viele Lebensbedürfnisse um ein Merkliches in ihrem Werthe stiegen.

Allein seit dem Herbste 1801 sind die Preise aller und jeder Gegenstände, die zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehören, auf eine solche Stufe von Uebertheuerung hinauf geschnellt worden, daß man sie für Wien mit Recht unerhört nennen kann. Im Vergleiche mit der guten alten Zeit ist es jetzt beynahe, als ob wir in einer belagerten Stadt lebten.

Die Ursachen dieses Zustandes der Dinge sind vielfältig: theils wahr, theils scheinbar, theils zufällig, theils erkünstelt. . . . . Genug, schon in den letzten Monathen des Jahres 1801 fing diese Plage ganz plötzlich an, und ist seitdem immer ärger geworden.

Im Jahre 1802 bewies sich noch obendrein die so genannte Alma mater rerum, die Natur als eine wahre Stiefmutter für

die Gegend von Wien und eine große Strecke der benachbarten Provinzen: eine Sommerhitze und Dürre von undenklich anhaltender Strenge und Dauer, welche Brunnen und Bäche austrocknete, den Wachsthum der Feldfrüchte erstickte, das Mark der Reben verbrannte, die Wiesen versengte, daß sie wie tatarische Steppen aussahen, und des Futters so wenig gaben, daß die Laudleute Vieh aller Gattungen abschlachten mnßten.

Das Jahr 1803, gerade das Gegenstück vom vorigen, mit durchaus regnerischem Sommer, und sehr früher Herbstkälte, war doch noch mittelmäßig ergiebig; allein die Verkäufer waren nun schon an höhere Preise gewöhnt; es mischte sich auch sichtbarlich Wucher in die Sache, nnd statt daß eine gehoffte Wohlfeilheit erfolgen sollte, geschah das Gegentheil. Bey den Verkäufern aller Art bewährt sich die alte Regel: l'appétit vient en mangeant *); je theurer

---

*) Je mehr man ißt, desto mehr bekömmt man Appetit.

sie in einem Jahre verkaufen, um noch so viel theurer wollen sie in dem folgenden verkaufen.

Es thut den heran wachsenden jungen Wienern vielleicht wehe, wenn ich ihnen sage, wie wohlfeil im Vergleich mit jetzt wir zum Beyspiel noch vor siebzehn Jahren lebten; allein die Sache spricht von selbst, und eine kurze Zusammenstellung der Preise setzt sie in das unwidersprechlichste Licht.

Es kostete im Jahr 1787.	fl.	kr.	Im Jahr 1804.	fl.	kr.
Weitzen (d. Mtz.)	2	6.	—	5	6.
bis	2	30.	bis	7	18.
Korn	1	18.	—	4	—
bis	1	24.	bis	5	—
Gerste	1	6.	—	3	—
bis	1	15.	bis	3	18.
Hafer	—	54.	—	2	—
bis	1	4.	bis	2	36.
Stroh (d. Bd.)	—	6.	—	—	16.
Heu (der Zent.)	—	45.	—	1	36.
Mundmehl (d. M.)	51	—	—	140	—
Semmelmehl	36	—	—	125	—
Pollmehl	30	—	—	86	—

Es kostete im Jahr 1787.	fl.	kr.	Im Jahr 1804.	fl.	kr.
Rockmehl	31	—	—	80	—
Holz (hartes)	9	—	—	15	—
— (weiches)	5	—	—	9	—
Rindfleisch (d. Pf.)	—	6	—	—	11.
Kalbfleisch	—	7.	—	—	15.
Schweinfleisch	—	7.	—	—	20.
Kaffeh (d. Pf.)	—	40.	—	2	12.
bis	—	45.	—	2	24.
Zucker	—	36.	—	1	30.
bis	—	42.	bis	2	—
Butter	—	17.	—	—	48.
Schmalz —	—	20.	—	—	34.
Seife	—	12.	—	—	27.
Wachskerzen	1	3.	—	1	48.
Unschlittkerzen	—	16.	—	—	30.
Ein Fasan	1	—	—	3	—
Ein p. junge Hühn.	—	20.	—	—	48.
Eine Aente	—	25.	—	1	6.
Wein (österreicher)					
die Maß	—	8.	—	—	24.
bis	—	36.	bis	1	40.

Sobald die ersten Lebensbedürfnisse stei-

gen, muß alles übrige nachfolgen. Der Tagelöhner, der Handwerkspursche, der Professionist, der Fabrikant und folglich auch der Kaufmann, alles setzt seine Preise höher an. Der Holzhacker in Wien verdient sich dermahlen in Zeit von sechs Stunden Einen Gulden, statt der acht Groschen, die noch vor wenigen Jahren seine gewöhnliche Taxe waren.

Diese allgemeine Uebertheuerung hat auch allgemeine schlimme Folgen: die alten Stiftungen der Wohlthätigkeit, welche zur Zeit ihrer Entstehung reichlich dotirt waren, können nun kaum mehr bestehen, ohne durch neue Zuschüsse unterstützt zu werden. So mußte man im allgemeinen Krankenhause die ehemahlige Tages-Taxe von 30 kr. auf 40 kr. und von 1 fl. auf 1 fl. 30 kr. erhöhen. So hat die Landesregierung vor kurzem sogar den Candidaten der Piaristen, der Barmherzigen Brüder, der Ursulinerinnen, Elisabethinerinnen rc. durch ein öffentliches Patent *) erlaubt, statt der unter Maria The-

*) Publicirt im Julius 1804.

resia bestimmten 1500 fl. jetzt 3000 fl. Mitgabe in das Kloster zu bringen „weil (wie das Patent sagt) alle Lebensmittel so theuer sind.“

Sogar die Inhaber der Theater haben aus dem öffentlich eingestandenen Beweggrunde der großen Theuerung aller Waaren die Eintrittspreise in ihre komischen Tempel erhöht! — Und die Beamten, die Pensionisten, die kleinen Rentiers! Wie ist diesen zu helfen, da ihr Einkommen vielleicht seit 10, 15, 20 Jahren stets das nähmliche ist und bleibt, die Preise der Dinge mögen steigen, so viel sie wollen?

Heut zu Tage ist es eine unumstößliche Regel: wer bloß kauft, ist unwiederbringlich gedrückt; wer aber auch verkauft, der erhöht in eben dem Verhältnisse seine Waare, wie der Landmann seine Producte, und ist somit geborgen.

Woher kommt denn aber diese allgemeine Uebertheuerung? . . . . Dieß ist eine Frage, die man täglich hört.

Zwey Ursachen sind ziemlich klar und

sichtbar; die eine ist, weil die Landleute durch den langwierigen Krieg und andere Umstände so wohlhabend geworden sind, daß sie gegenwärtig einen Theil jener Erzeugnisse, die sie ehedem fleißig zu Markte trugen, selbst in Freuden verzehren, als da sind Geflügel, Eyer, Kälber, Schweine, Obst ꝛc. und auch mit dem Getreide und dem Wein keineswegs zum Verkauf eilen, sondern sachte abwarten, bis die Preise davon auf einer ihnen beliebigen Höhe stehen.

Die zweyte ist, weil jene beträchtliche Zahl von Capitalisten, die sich während des Krieges mit dem einträglichen Agiotiren, mit segenvollen Lieferungen ꝛc. abgaben, jetzt ihre schweren Geldmassen mitunter zum Vorkauf (accaparement) von Lebensmitteln verwenden. So weiß man, daß z. B. ein Herr *** von Zeit zu Zeit alle Weine auf einer Strecke von sechs Quadratmeilen zusammen kauft, sie in seine Keller führt, und damit wartet bis der dadurch entstandene Mangel den Preis hübsch in die Höhe treibt. — So haben wir schon erfahren, daß ein

Herr **** in einer beträchtlichen Strecke von Ungern und Kroatien alle Eyer zusammen kaufen ließ. Solchen Menschenfreunden haben wir es vermuthlich zu verdanken, daß vor nicht langer Zeit ein Ey sieben und zehn Kreuzer, und eine Woche lang gar siebzehn Kreuzer kostete.

Die übrigen Ursachen werden die Schriftgelehrten im Finanzfache wissen.

VI.

Quartier-Wucher.

Es gab schon von jeher einen Geldwucher, einen Kornwucher, einen Holzwucher rc. in Wien so wie in jeder großen Stadt; in unseren neuesten Zeiten aber haben wir noch einen neuen Zweig der Wucherey erlebt: den Quartierwucher.

Die allgemein bekannten Ursachen hatten schon seit mehreren Jahren einigen Mangel an Arbeitern, sowohl auf dem Lande als

in den Stuben der Handwerksleute in der Stadt verursachet: dieß erhöhte die Preise des Arbeitslohns, folglich auch der Lebensmittel, und in etwas auch der Wohnungen.

Mit dem Jahre 1794 hauptsächlich, und in den darauf folgenden, kam eine Menge von Emigranten aus Frankreich, aus den Niederlanden, aus Holland, aus Pohlen und dem westlichen Deutschland, auch aus Italien und aus der Schweiz nach Wien. Da sie größten Theils aus glänzenden und reichen Familien waren, so bezahlten sie ohne viele Schwierigkeiten die ersten Forderungen von Miethpreisen. Das machte den Hausbesitzern neue Lust, ihre Wohnungen je mehr und mehr im Preise zu erhöhen. Indessen war die Sache bis dahin noch leidlich.

Nun kam ein neuer Umstand: der Hof hatte in den ersten Jahren des französischen Krieges gar keine außerordentliche Auflage gemacht. In der Folge nahm er zwar von seinen eigenen Beamten eine Kriegssteuer, von den Häusernbesitzern aber forderte er bloß als Darlehn die Hälfte dessen, was

jedes Haus an ordentlicher Steuer gewöhnlich bezahlt *), und für dieses Darlehn stellte er ordentliche Hofkammer-Obligationen zu 4 pCt. aus, welche die Empfänger nach Belieben behalten oder verkaufen konnten. Zu Ende des Jahrs 1799 wurde aber die Kriegssteuer in eine Classensteuer verwandelt, und von nun an mußten die Hausbesitzer nicht mehr ein Darlehn sondern ebenfalls eine Steuer im Verhältniß ihres Hausertrags bezahlen.

Das war eine Bombe unter die Hausherren geworfen. Wie! ich soll eine neue Steuer bezahlen? sprachen sie allenthalben laut und ungescheut: das müssen mir meine Einwohner ersetzen! . . . . Sogleich legten sie — mit einigen wenigen sehr ehrenvollen Ausnahmen — die Summe der ihnen abgeforderten Classensteuer allgemein auf ihre

*) Die ordentliche Steuer in Wien ist: in der Stadt der sechste Theil des ganzen Hausertrages, und seit Aufhebung der Tranksteuer von diesem Sechstel wieder das Siebentel; in den Vorstädten der siebente Theil des Hausertrages.

Miethsleute, die also nebst ihrer eigenen auch noch die Steuer ihrer Hausherren bezahlen müssen.

Da die meisten Beamten und viele Gewerbsleute ihrer Geschäfte wegen in der Stadt zu wohnen gezwungen sind, so ließen sie sich diese neue Steigerung aus Noth gefallen; andere waren schon seit vielen Jahren an ihre Wohnungen gewöhnt; noch andere hatten sie mit beträchtlichen Kosten nach ihrem Geschmacke eingerichtet, und wollten sie nun nicht plötzlich verlassen. Alle diese mußten sich also die erhöhten Preise ebenfalls gefallen lassen.

Diese Nachgiebigkeit gab den Hausherren neuen Muth; sie steigerten nun von halbjahr zu halbjahr. Der stets so wachsende Miethpreis nöthigte nun viele Hausväter aus der Mittelclasse und den unteren Ständen, die Stadt endlich doch zu verlassen; und sich in die Vorstädte zu flüchten. Somit entstand plötzlich auch daselbst häufige Nachfrage um Quartiere, und jetzt ahmten die Hausherren in den Vorstädten ihre Collegen

in der Stadt so getreulich nach, daß die Wohnungen am Glacis und in den Hauptstraßen der Leopoldstadt, der Jägerzeile, der Landstraße, der Wieden, zu Mariahülf und in der Josephstadt nicht viel geringer im Preise stehen als in der Stadt selbst.

So stiegen die alten Häuser. In den neugebauten oder reparirten, machten die erhöhten Preise der Baumaterialien, des Arbeitslohnes ꝛc. gleich hohe Preise.

Nicht genug! Es gab industriöse Leute, welche drey und vier ganze Häuser, oder zehn und zwölf große Wohnungen in verschiedenen Theilen der Stadt mietheten, und sie parthienweise um doppelte Preise hauptsächlich an reiche Fremde vermietheten, daß endlich die Regierung ins Mittel treten, und durch geschärfte Befehle diesen Unfug abstellen mußte.

Andere schmutzige Speculanten schleichen allenthalben in den Häusern herum, betrachten die Wohnungen, forschen die Miethpreise aus, machen ihre Ueberschläge, um wie viel man noch jeden erhöhen könne, kau=

sen plötzlich ein Haus, steigern sogleich alle Einwohner um ein Viertheil, Drittheil, auch wohl um die Hälfte, und verkaufen in einem Jahre das nähmliche Haus wieder um einen so viel höheren Preis, als die neuen Steigerungen im Ganzen abwerfen.

Noch vor zwölf Jahren war es in Wien Regel, daß jedes Stück eines Quartiers im zweyten, dritten, auch wohl vierten Stockwerke jährlich 50 fl. koste, im ersten etwas mehr, im fünften etwas weniger, also eine Wohnung von drey Zimmern und Küche jährlich 200 fl. Jetzt kostet jedes Stück wenigstens 130 fl. — Von einem halben Jahre zum andern um 30, 50, 70, auch 100 fl. gesteigert zu werden, ist nun schon etwas gewöhnliches; auch sind der Beyspiele nicht wenige, daß in eben diesem kurzen Zeitraume Leute um 500, 700, um 1000, 1200, und bis um 1500 fl. höher tarirt wurden.

Ist dieß nicht Quartierwucher? die Klagen über diese grausame Uebertheuerung der Wohnungen sind eben so allgemein als gerecht. Bald wird niemand mehr in der Stadt

wohnen können, der nicht wenigstens 2000 fl. jährlicher Einkünfte hat.

Es sind bereits mehrere Vorschläge über diese Sache gethan worden; allein es wird am Ende wohl nur Ein Mittel übrig seyn: kein Mensch ist in Abrede, daß Gesetze gegen den Wucher gerecht und nothwendig seyen. Man wende nicht ein, daß der Hausbesitzer mit seinem Eigenthum ganz nach Willkür müsse schalten dürfen. — Geld ist auch ein Eigenthum, und doch bestehen in allen wohlgeordneten Staaten Wuchergesetze, welche die Benützung desselben nach billigen Procenten bestimmen. — Das nach Wien geführte Holz, Mehl, Fleisch, Unschlitt, Fische ꝛc. sind auch ein Eigenthum desjenigen, der es auf den Markt bringt, und doch unterliegen sie einer gesetzlichen Taxe.

Warum sollen die Wohnungen nach keiner Taxe bestimmt werden können, da nach der Nahrung die Wohnung das unentbehrlichste Bedürfniß des in Gesellschaft lebenden Menschen ist?

Der Hausbesitzer soll seine Classensteuer

dem Staate eben so aus eigenem Ersparniß zum Opfer bringen, wie es der Beamte und der geringe Mann thun muß, der keine Miethsleute auszuschälen hat.

Man mache nicht den schnöden Einwurf, daß die erhöhten Miethpreise dem Staate auch mehr an Steuern eintragen: ich denke, der Staat ist zu großmüthig, als daß er von der Quaal seiner häuserlosen Bürger Vortheile ziehen wolle.

VII.

Abnahme der Geselligkeit.

Wien war unstreitig am geselligsten in dem Zeitraum von 1781 bis 1787. Der Ton war heiter, offen, und von der herzlichsten Unbefangenheit. Es war wohlfeile Zeit. Man lebte in tiefem Frieden. Es herrschte Ueberfluß an barem Gelde. Jedermann suchte zu genießen und sich angenehme Tage zu machen, eine Sache, wozu

das erste Mittel Geselligkeit ist. Ein gewisser Hauch von allgemeinem Wohlbehagen wehte damahls über die Kaiserstadt. Allein die Zeiten änderten sich allmählig auf eine sehr unbehagliche Weise.

Es entstanden Kriege, über deren Gang und Resultate ganz natürlich jeder wohlmeinende Patriot immer in einiger Sorge ist. Mißjahre und andere Umstände verursachten eine Theuerung, die empfindliche Einschränkungen mancher Art aufdrang. Diese Ereignisse machten die Physiognomie von Wien schon merklich düstrer und die Stimmung der Gemüther ungeselliger.

Unterdessen war vollends die leidige französische Revolution ausgebrochen. Jedermann erinnert sich noch der lebhaften Eindrücke, welche die Erscheinung dieses politischen Monstrums auf alle Gemüther machte; wie sogleich allenthalben mit Hitze Partey dafür oder dawider genommen wurde; wie Bekannte, Freunde, Verwandte, ja sogar Familien darüber in Spaltungen und Discrepanzen geriethen, welche die ehemahlige gut-

müthige Geselligkeit der Wiener keineswegs beförderten.

Eben so bekannt ist, zu welchen tollen und verbrecherischen Schritten das damahlige demokratische Fieber einige Schwindelköpfe Wiens verleitete, Schritte, vor denen jeder Rechtschaffene mit Abscheu zurück beben mußte, und nach deren Bekanntwerdung man sehr lebhaft fühlte, wie leicht eine unbefangene und schuldlose Offenherzigkeit arglistigen bösen Menschen zur Beute werden könne.

Mit Recht war nun jeder Biedermann mißtrauischer in der Wahl seines Umgangs, vorsichtiger in seinen eigenen Worten, und furchtsamer bey Anhörung fremder Reden und Aeußerungen. — Manches, was ehedem harmloser Scherz gewesen wäre, konnte jetzt mißverstanden, oder doch mißgedeutet werden. — Der Ton wurde scheu und einsylbig. Man floh auch unschädliche Verbindungen, und isolirte sich allgemein.

Die nach und nach zum Vorschein gekommene klägliche, und den Freunden der

Volks-Souverainität gar sehr unerwartete Wendung der Dinge in Frankreich hat nun wohl auch die politischen Fantasten in Deutschland gar jämmerlich beschämt, und größten Theils bekehrt. Trotz diesem Umschwung der Dinge aber ist im Ganzen noch immer ein merkbarer Grad von ungeselliger Kälte zurück geblieben, welche die kurze Periode des Friedens erst einiger Maßen aufzuthauen angefangen hat.

Der Wiener von 1804 ist gegen den Wiener von 1784 im Puncte der Geselligkeit kaum mehr zu erkennen.

VIII.

Tabaksdosen und Tabakspfeifen.

Die Kaiser, Könige, Fürsten, und die regierenden Herren und Frauen in Europa überhaupt, verschenken als Zeichen ihrer Gnade und Zufriedenheit, an eigene und fremde Minister, an Generale, und sonsti-

ge verdiente Personen gewöhnlich goldene Tabaksdosen mit Brillianten, mit Perlen, mit Porträt oder Nahmenszug verziert.

Es ist natürlich, daß man solche Zeichen höchster Gnade bey Gelegenheit sichtbar mache. Wer schon Tabak schnupft, füllt die neue Dose damit; wer noch keinen geschnupft hat, füllt sie jetzt zum ersten Mahle, denn leer kann man sie doch nicht präsentiren.

Nun ist aber der Tabak allenthalben ein Regale: somit ist sein Absatz auf immer gesichert, denn jedes solches Dosengeschenk macht ihm neue Proselyten.

Eine Prise Tabak von einem Minister oder Präsidenten — mit dieser oder jener Miene genommen — ist bekanntlich oft von sehr entscheidender Bedeutung, und Herr Rabener weiland hat eine scharfsinnige Abhandlung über die Diagnosis der verschiedenen Arten die Dose zu reiben, zu drehen, zu schütteln, zu beklopfen ꝛc. geschrieben.

Schon im siebzehnten Jahrhunderte war der Gebrauch des Tabaks in Oesterreich so beträchtlich, daß es der Mühe lohnte, im

Jahr 1670 eine eigene Tabakspachtung einzuführen, und hundert Jahre später, 1770 zog der Hof schon jährlich 129,000 Gulden an Tabakgefällen.

Tabak zu schnupfen ist, und war von jeher auch in der feinsten Gesellschaft als eine nicht unanständige Sache gelitten.

Aber das Tabakrauchen! . . . . Noch vor zwanzig Jahren war es in Wien mit dem Anathema der ganzen feineren Welt belegt. Es gehörte bloß unter die Genüsse der Stallknechte, Soldaten, Kutscher, Karrenschieber, und der hier lebenden Orientaler, als da sind Raizen, Griechen und Türken. Allmählig brachten es Kaufmannsdiener und Reisende aus dem nördlichen Deutschland und dem nördlichen Europa einigen jungen Wienern bey, welche sich aber nach weggelegter Tabakspfeife sorgfältig Hände und Mund wuschen, und ihre Kleider wechselten, ehe sie Abends in ein Schauspielhaus oder in ordentliche Gesellschaft gingen.

Diese Zeit ist vorbey. Seit sechs bis sieben Jahren raucht alles Tabak, vom Lackayen

bis zum Grafen, vom Ladenjungen bis zum Banquier, vom Practicanten bis zum Referenten. Schulknaben laufen mit der Pfeife im Munde in's Collegium, und der elegante Schneidergeselle führt seine Schöne im Fiacker rauchend nach Nußdorf.

So wie ehemahls nur ein paar Kaffehhäuser in den Vorstädten waren, wo man Tabak rauchte, und die eben deßwegen von niemand Rechtlichem besucht wurden: so würde jetzt keines mehr besucht, wo man nicht rauchen dürfte; darum ist in jedem derselben wenigstens Ein Rauchzimmer, und in vielen wandelt man durch alle Zimmer gänzlich in Rauchwolken, wie in einer Wachstube.

Das Consumo des Rauchtabaks, welches sich in Wien ehemahls zum Consumo des Schnupftabaks wie zwey zu acht und vierzig verhielt, verhält sich jetzt wie acht und vierzig zu funfzig . . . . und wohl bekomm's der Tabak-Regie!

Die Schicksale des Tabaks sind wirklich ein seltsames Stück aus der Geschichte der

menschlichen Launen und Gewohnheiten. Zur Erbauung der Schnupfer und Raucher mögen sie hier im gedrängten Abriß stehen.

Im Jahre 1492 bemerkten die Spanier, gleich bey ihrer ersten Ankunft auf Cuba, bey den Einwohnern das Tabakrauchen, und nannten das Kraut schon damahls Tabako. — Um das Jahr 1565 zogen schon verschiedene Botaniker die Tabakspflanze als eine Seltenheit in ihren europäischen Gärten. — Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts fing der Tabaksbau in Ostindien an. — 1604 suchte König Jakob I. in England den Gebrauch des Tabaks, den er ein schädliches Unkraut nannte, durch eine starke Auflage abzuschaffen: und als es damit nicht gehen wollte, schrieb er sogar ein eigenes Buch wider den Gebrauch des Tabaks, betitelt: Misocapnos (der Rauchfeind). — 1610 wurde das Tabakrauchen in Konstantinopel bekannt. Um die Gewohnheit lächerlich zu machen, wurde ein Türk, der geraucht hatte, mit einer durch die Nase gestoßenen Pfeife in den Gassen herum geführt. — 1620

brachten Engländer das Tabakrauchen nach Zittau, und im Jahre 1631 schwedische Soldaten nach Sachsen. — 1629 wurde in Frankreich die erste Abgabe vom Tabak erlegt. — 1634 wurde das Rauchen in Rußland bey Verlust der Nase verbothen. — 1624 that Papst Urban VIII. alle in Bann, die in der Kirche Tabak nehmen würden, weil ihn spanische Geistliche unter der Messe nahmen. — 1690 that Papst Innocenz XII. alle in Bann, welche in der Peterskirche Tabak nehmen würden; aber Benedict XIII. hob 1724 diese Excommunication wieder auf, weil er selbst schnupfte — 1684 und noch später eiferten viele protestantische Prediger im nördlichen Deutschland heftig wider das Tabakrauchen: sie nannten es ein seelenverderbliches Wesen und ein unmittelbares Werk des Teufels. — 1750 verpachtete der König von Portugal den Tabakshandel für 2½ Million Reichsthaler. Die Einnahme des Königs von Spanien vom Tabak war 7,330,933 Rthlr. Im Jahre 1769 trug das Tabakregal in Dänemark 40,000 Rthlr.

Im Jahre 1770 nahm Oesterreich an Tabaksgefällen ein 806,000 Rthlr. Im Jahre 1773 betrug das Tabaksregal in beyden Sicilien 446,000 Rthlr. Im Jahre 1780 erhielt der König v. Frankreich vom Tabak 29 Millionen Livres Einkünfte, das ist ungefähr 7,250,000 Rthlr. Also betrug schon damahls die Einnahme dieser sechs Monarchen vom bloßen Tabak jährlich 18,372,933 Rthlr., welches weit mehr ist, als Dänemark, Norwegen und Schweden zusammen eintragen . . . . Indessen ist wahrscheinlich, daß man schon vor Entdecknng von Amerika, in Asien, besonders in Persien und China, eine Art Tabak rauchte und schnupfte. Auch ist merkwürdig, daß unter den ältesten Mitteln sich zu betäuben oder zu berauschen, schon der Rauch verschiedener Pflanzen angewendet wurde: wie dieses Herodot, Max. Tyrius, Mela und Plutarch von den Babyloniern, Skythen und Thraciern melden.

. . . .

Trotz der oben erwähnten, theils angedrohten, theils wirklich ausgeführten Stra-

fen, troß schreiben und predigen, und selbst troß der großen Auflagen, hat sich bekanntlich in ganz Europa die Liebhaberey für Schnupfen und Rauchen des Tabaks unglaublich verbreitet. Die jungen Herren in Wien halten es beynahe für einen Ehrenpunct, nach Rauchtabak zu riechen. — Sie glauben, sich kein geringes Ansehen zu geben, wenn sie sich in langen Reihen an die Leopoldstädter Brücke stellen, und alle mit langröhrigen Pfeifen im Munde, den Tabaksdampf gegen die Vorbeyfahrenden hinblasen.

Vielleicht haben zu dieser Tabakschmaucherey auch die Schauspiele unserer Theaterdichter beygetragen; denn bekanntlich sind wenige Stücke von Iffland, Koßebue rc., worin nicht die Tabakspfeife einen wichtigen Dienst hat.

IX.

Perücken, — der Männer, — der Weiber.

Ein französischer Witzkopf — man glaubt, es sey der bekannte Paradoxenkrämer Linguet gewesen — schrieb vor etwa vierzig Jahren ein Büchlein, betitelt: die böse Monade *). Darin ist ein Kapitel, überschrieben: Der Ursprung der Perücken, und in demselben leitet der genannte Kakograph den Ursprung dieses Haarschmucks ohne weiters von der bösen Krankheit ab, womit die Reisegefährten des Christoph Kolumbus höchst wahrscheinlich am ersten unseren Welttheil beschenkt haben.

Dieß ist eine offenbare Verleumdung. Man hat vor kurzem Statuen der alten ägyptischen Isis entdeckt, auf denen diese, wenigstens viertausendjährige Göttinn schon eine Perücke trägt. Der medische König Astyages trug eine Perücke, die seinem na=

*) La Cacomonade.

ſenweiſen Neffen Cyrus viel Spaß machte. Der ſchlaue Karthager Hannibal trug, auf ſeinem Zuge über die Alpen, eine Perücke. Die alten Römerinnen, der ewigen einförmigen ſchwarzen Haare ihres Vaterlandes müde, kauften ſich die blonden Haare der deutſchen Männer und Weiber, und machten mit dieſem ungewöhnlichen goldgelben Hauptſchmuck Aufſehen im Circus. Die Perücke des Kaiſers Commodus war mit Goldſtaub gepudert, und mit wohlriechenden Salben beſchmiert, damit der Staub darauf haften möchte. Dieß alles geſchah zu einer Zeit, wo man von der böſen Monade noch keinen Gedanken hatte.

Wahr iſt es, der franzöſiſche König Heinrich III. verlor durch jene Monade ſein Haar, und ließ deßwegen ſeine damahls gebräuchlichen Deckelhauben mit fremdem Haare beſetzen, damit man ſeinen Verluſt nicht bemerken möchte. Die erſte förmliche Perücke aber trug im ſiebzehnten Jahrhundert ein Pariſer Abbe, Nahmens La Riviere.

Ihrem Collegen La Riviere nachahmend, fing sowohl die katholische als protestantische Geistlichkeit allmählig an, Perücken zu tragen, vermuthlich um während den langen kirchlichen Functionen bey hartem Winterfrost den haarlosen Schädel zu decken. Das gab damahls großes Scandal: die Orthodoxen eiferten gegen diese eitle Neuerung, die ihrer Meynung nach ein Werk des leidigen Satans selbst war; und ein niederländischer Zelot schrieb ein sehr erbauliches Buch, betitelt: Clericus deperrucatus (der entperückte Geistliche) um diese sündliche Mode wieder aus der Kirche zu vertilgen.

Trotz dieses theologischen Eifers trugen Priester und Layen, ohne sündhafte Absichten, und wirklich bloß der Bequemlichkeit wegen, die Perücken stets allgemeiner; ja bis in die Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war die Perücke sogar ein wesentliches Kleidungsstück für jeden Mann in einem öffentlichen Ehrenamte.

Erst gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts fiel es den jungen Mädchen

und jungen Weibern in den glänzenden Hauptstädten ein, die Perücken plötzlich en horreur zu haben. Noch vor zwanzig Jahren frugen sie bey Heirathsanträgen mit einer Art von Aengstlichkeit, ob der Freyer etwa eine Perücke trage, und bey vielen Eheverhandlungen wurde ernstlich als ein Präliminarpunct festgesetzt, daß der Ehestandscandidat seine bisher gewöhnte Perücke sogleich ablegen, und eignes Haar tragen müsse.

Einige ältere Weiber, die aus was immer für Ursache eine Perücke tragen mußten, machten ein so schaudervolles Geheimniß daraus, daß sie beynahe eben so gern ihr Leben dahin gegeben, als die Existenz ihrer Perücke verrathen hätten.

Noch vor funfzehn Jahren, als Dupaty seine Briefe über Italien herausgab, wunderten wir uns nicht wenig über die Stelle, wo er sagt, daß alle Weiber in Lucca Perücken tragen.

Die Sache änderte sich plötzlich allgemein.

Vor ungefähr fünf Jahren fingen die

Weiber und Mädchen, welche über den gemeinen Bürgerstand sind, fast durchgängig an, Perücken zu tragen, und zwar, was ganz sonderbar spaßhaft ist, von verschiedenen Farben, so daß die nähmliche Person, welche gestern in einer Gesellschaft mit dunkelbraunen Haaren gesessen hatte, heute im Theater mit hellblonden erschien, und so auch umgekehrt durch alle Schattirungen des menschlichen Haarwuchses.

Vor einem Jahre, da man die Haare aus dem Gesichte zurück gestrichen, und am Hinterkopf in einen simpeln Knoten geschlungen trug, kamen die Weiberperücken wieder etwas in Abnahme, wenigstens bey den jungen Mädchen.

Gegenwärtig aber, wo, wie bey den zottichten Bologneser-Hündchen, die Haare nicht bloß über die ganze Stirne sondern bis über die Augen und Nasen herein gezogen sind, lassen sich wieder ganz bequem Perücken aufsetzen. Man begegnet häufig jungen Fräulein, welche eine gekrümmte Locke ganz mitten bis auf zwey Drittel der

Nase herunter tragen, und anderen, welche vor beyden Augen zwey gerûndete Locken gerade wie zwey Brillen hângen haben.

Die ungepuderten Kôpfe erhalten sich bey den Weibern schon seit acht Jahren mit einer ungewohnten Standhaftigkeit, obschon mehr als ein Mahl Versuche sind gemacht worden, den Puder wieder einzufûhren. Desto stârker pudern sich die Mânner, diejenigen nâhmlich, welche keine runden Haare tragen.

X.

Widerruf.

Wer etwas ûber Modesachen schreibt, der mache sich nur darauf gefaßt, daß es ihm ergehe, wie jenem Staatsbothen, der vorne die Patente, und hinten schon den Widerruf trug! . . .

Was vor ein paar Wochen noch richtig war, ist es jetzt nicht mehr: die Perûcken

sind wieder gänzlich von den Weiberköpfen verschwunden, einige alte Matronen ausgenommen . . . . Wie man noch vor kurzem das Angesicht nicht genugsam ringsum mit Haaren überziehen konnte, so kann man es jetzt nicht frey und nackt genug machen. Die Haare werden nun durchweg selbst gewaltsam hinten an der Scheitel in einen Knoten zusammen gezogen, und dort mit einem Kamm befestiget, der bey den Aermsten von gefärbtem Ochsenhorn oder Stahl, und bey den Reichsten von Golde, und mit Kameen oder Brillianten besetzt ist.

Ob es noch so seyn wird, bis dieses Blättchen aus der Presse kommt, das steht bey den Göttern! denn

— — — Varium et mutabile Semper foemina!

XI.

Backenbärte. — Kropfbinden. — Rundköpfe.

Der Bart, dieses charakteristische Zeichen der Mannheit, hat schon mancherley Schicksale erlitten. Einige Völker lassen ihn frey wachsen; andere scheren ihn sorgfältig ab; die ehemahligen Amerikaner rauften ihn aus, und daher glaubte man irrig, die Natur hätte ihnen gar keinen gegeben. Die gemeinen Juden tragen ihn groß; je reicher und freygeisterischer sie in ihrem Ritus werden, desto kleiner wird der Bart, bis er endlich ganz verschwindet. Im vierzehnten Jahrhundert trug man Zwickelbärte in kleinen seidenen Beutelchen eingeschlossen, wie die heutigen Haarbeutel.

Die Ungarn und Pohlen von alter derber Landessitte, tragen noch heut zu Tage Schnurrbärte; die Grenadiers müssen sie tragen.

Die unförmlichen Backenbärte sind bekanntlich erst während der Revolution bey

den damahls schmutzigen Parisern entstanden: und da gewöhnlich Nemo fere solus desipit *), so ahmten ihnen die kräftigen jungen Herren bald allenthalben fleißig nach. Was dieser Backenbart seyn oder bedeuten soll, wissen sie vermuthlich selbst nicht: oder soll es etwa ein Aushängschild ihrer Mannfestigkeit seyn? das wäre ein verunglückter Gedanke, denn bonum vinum non indiget hedera, und nur die schlechten Wirthe hängen große Schilder aus. — — —

Den Backenbart begleitet gewöhnlich auch eine Kropfbinde.

Wir wissen aus Kotzebue's Stück: die Sucht zu glänzen, daß der dumme Kilian von dem jungen Schaubrot, der auch mit aus der Kutsche gestiegen ist, sagt: „er müsse sehr stark blessirt seyn, denn er habe den Hals bis an die Kinnspitze mit einem großen Tuche eingewickelt." Am Ende findet sich

---

*) Die gewöhnliche deutsche Uebersetzung dieses lateinischen Kernspruchs ist: „Ein Narr macht zehn."

aber, daß der junge Herr weiter nichts als eine so genannte Kropfbinde trägt, wie die meisten unserer jungen Herren auch. — Bekanntlich hat ehedem ein falscher Spieler die ersten langen Manschetten, und eine verunglückte fille d'honneur die Bouffanten eingeführt, vermuthlich kommen also diese Binden ursprünglich auch von einem wirklich kropfigten Elegant. Nach der Analogie jener Moden wenigstens dürfte man bey solchen Binden auch immer auf irgend ein Halsgebrechen schließen.

Um die Garnitur eines Modekopfes zu vollenden, gehören auch runde Haare dazu, und ein solcher Kopf hieß Anfangs ein Caracalla-Kopf, hernach ein Titus-Kopf. — Für Kinder, für Kränkliche, oder einsam lebende Menschen, ist rundes Haar ohne Zweifel eine große und untadelhafte Bequemlichkeit; wenn man aber einen Volljährigen, in gesellschaftlichen Verbindungen oder gar in öffentlichem Amte stehenden Menschen mit dem struppigen Kopfe, mit dem affenähnlichen Barte, mit der Kropfbinde, mit ver-

drehtem Kittel und dem derben Knotenprügel bewaffnet herum trabben sieht, so möchte man ihm mit Recht zurufen, wie Musarion dem Phanias:

Wozu ein wilder Bart? wozu die Außenseite
Von einem Diogen? mich dünkt ein weiser
Mann
Trägt sich wie andere Leute.

XII.

Die zwey Fragen.

Zur gewöhnlichen Heirathsgeschichte in Wien gehören zwey Fragen, die immer und alle Mahl so richtig gethan werden, als auf Tag Nacht folgt, und die somit als ein heutiger Sittenzug dieser Stadt hier eine Stelle verdienen.

Kaum hat jemand in eine Gesellschaft die Nachricht gebracht: „Der Herr von X heirathet das Fräulein von Ypsilon.“ so werden ihm augenblicklich vom ganzen Kränz-

chen pleno choro die Fragen entgegen gerufen:

No. 1. Ist sie schön?

No. 2. Hat sie Geld?

. . . .

Ein anderer kömmt, und bringt als sein Contingent zur Tagesneuigkeit: „Daß die Witwe A. den Herrn von B. heirathe." Sogleich tönt auch diesem unfehlbar pleno choro entgegen:

No. 1. Was ist er? *)

No. 2. Wie viel hat er? **)

. . . .

Diese zwey Fragen stehen so richtig im Gemüthe der neugierigen schönen Welt geschrieben, wie die unentbehrlichen Fragen im Katechismus. Die Frage No. 2. kommt zwar in beyden Fällen so ziemlich auf eins

*) Das heißt: welchen öffentlichen Rang oder Charakter, welch Amt, Gewerbe ꝛc. besitzt er.

**) Ist hierbey zu verstehen: jährliches Einkommen.

hinaus; aber bey No. 1. ist, wie man sieht, eine sehr charakteristische Nüance.

XIII.

Hippomanie *).

Als die noch nahmenlose Stadt — nachher Athen oder Athän genannt — vollendet war, stritten sich Minerva und Neptun um die Ehre, ihr den Nahmen zu geben. Das Götter-Parlament entschied die Sache dahin, daß die Ehre quaestionis jener der beyden streitenden Gottheiten zukommen sollte, welche ein für das Menschengeschlecht nützlicheres Wesen aus dem Nichts schaffen würde. Minerva schuf den Oehlbaum, Neptun das Pferd; und das Götter-Parlament gab der Göttinn den Vorzug.

Wenn heut zu Tage ein ähnlicher Streit

---

*) Heißt ungefähr: die übertriebene Pferdeliebhaberey.

entstünde, und man ein Parlament von unseren jungen Cavaliers darüber zur Entscheidung rüfe, so würde diese sicher ganz anders ausfallen: sie schickten euch die Dame Minerva mit ihrem Oehlbaum zum Gewürzkrämer; und hüben den Pferdeschöpfer Neptun wohl gar auf den Thron des Olymps; denn die Pferde sind ihnen ja über alles.

Bekannt ist die Anecdote von einem jungen Marquis in Paris, den man fragte, was ihm mehr am Herzen liege: seine Mädchen oder seine Pferde? und der zur Antwort gab: j'aime plus mes filles, mais j'estime plus mes chevaux; das heißt doch deutlich gesprochen, und solcher Marquis gibt es auch bey uns die Hüll und Füll.

Die Vorliebe für diese Thiere ist wirklich etwas übertrieben. Man bezahlt sie um rasenden Preis — manchen Gaul um fünfthalb bis fünftausend Gulden; — man hält ihrer eine erstaunliche Menge: man nährt und pflegt, und liebkoset sie mit einer Anhänglichkeit, die an Läpperey gränzt. Man

hält sich für einen wichtigen Mann, wenn man an einem schönen Pratertag sein Reitroß von aller Welt begafft, und sich selbst mit Neid darüber complimentirt sieht. Geschieht dem wiehernden Liebling eine Fatalität: welch Rumor im ganzen Hause! es können zehn Bereiter und Stallknechte Arme und Beine gebrochen haben, und man macht nicht halb so viel Wesens aus dem Menschengesindel, denn dieses kann man ja täglich um jeden Preis zu Dutzenden haben.

Die Pferde haben sich seit zehn Jahren in Wien keineswegs vermindert, sondern um ein beträchtliches vermehrt; denn die vornehme Laune, Equipage zu halten, ist bis in die Mittelclasse von Bürgern und Beamten gefahren. Es mögen nahe an zehntausend dieser Thiere hier seyn.

Sie verzehrten im Jahre 1802 nicht weniger als 948,990 Metzen Hafer, 20,196 Fuhren Heu, und von 1,666,788 Bünden Stroh, welche in jenem Jahre verbraucht wurden, muß ich ungefähr anderthalb Millionen für den Gebrauch der Pferde ansetzen.

Vom Hafer kostete im Jahre 1787 der Metzen 51 kr. und vom Heu der Zentner 45 kr. Im Jahre 1802 aber kostete der Metzen Hafer von 2 fl. 30 kr. immer steigend bis zu 3 fl. 20 kr. der Zentn. Heu von 2 fl. immer steigend bis zu 3 fl. und das Bund Stroh 15 kr. — Folglich kosteten die in Wien lebenden Pferde im Jahre 1802 bloß an Hafer, Heu und Stroh ungefähr 4458730 fl. Ohne Stallung, Schmiedearbeit, und die dabey nöthigen Leute in Anschlag zu bringen.

Ein Stall auf zwey Pferde in der Stadt kostet jetzt 190 bis 220 fl. und wenn man ein Pferd in die Kost gibt, bezahlt man täglich wenigstens 1 Gulden. — Zwey Pferde, sammt Kutscher und den Ausgaben für Geschirr und Wagen, kosten jetzt jährlich 1200 fl.

Da schon von Pferdeliebhabern die Rede ist; so dürfen wir des alten Minister Kauniz nicht vergessen, der unter die ersten dieser Dilettanten gehörte. Er hielt sich für den beßten Reiter in Wien und war es auch

in Rücksicht auf schulmäßige Reitkunst; er hatte Pferde aus fast allen Ländern der Welt: Spanier, Neapolitaner, Ukrainer, Pohlen, Siebenbürger, Moldauer, Türken, Araber, Tripolitaner, Perser rc. nur keinen Engländer. Seine Lieblinge waren ein Arabischer Schimmel und ein Scheck, von einem Trautmannsdorfischen Gestütte in Böhmen. — Ich weiß nicht, ob schon viele Pferde mit extra Post gefahren sind, aber dem Fürsten Kaunitz ließ der bekannte Prinz Nassau, in einem eigends dazu verfertigten Wagen eines von Warschau bis Wien auf der Post zuführen: es war ein Persischer Schimmel, von dem der Prinz so viel Rühmens gemacht hatte, daß Kaunitz ihn recht bald zu haben wünschte. — Die fremden Minister, welche an seine Tafel und in seine Gesellschaft kamen, um politische Dinge zu hören, sagten oft Tags darauf mißvergnügt zu ihren Collegen: le Prince n'a parlé que Chevaux et tableaux.

Hierher gehört noch eine charakteristische Anekdote über dieses Thema: Kaunitz sprach

einst mit seinem Leibarzt Stoll von Pferden, und fragte ihn, welches wohl das älteste Buch seyn möchte, in welchem von Pferden die Rede sey? Stoll sagte, seiner Meinung nach möchte es wohl das Buch Hiob seyn. Sogleich läßt der Fürst seinen Vorleser rufen, und trägt ihm auf, eine Bibel zu kaufen. Der Buchhändler ermangelt nicht, von diesem unerwarteten Kauf zu sprechen, über den man sich in mehreren Gesellschaften nicht wenig wundert. Einige fromme alte Frauen, bey denen Kaunitz nicht sehr im Geruch der Orthodoxie stand, triumphirten schon nicht wenig über die Bibel-Anschaffung des Fürsten, der indessen bloß im Buche Hiob die erste Urkunde über das Pferdegeschlecht aufsuchte.

Da die Pferdeliebhaber gewöhnlich eben keine großen Liebhaber vom Lesen sind, so will ich ihnen hier eine kurze aber schöne Stelle hersetzen, mit der sie nöthigen Falls ihre Liebhaberey rechtfertigen können.

„Die edelste Eroberung, welche der Mensch je gemacht hat, ist die Zähmung jenes stolzen und muthigen Thieres, welches

die Beschwerden des Krieges und die Ehre der Schlachten mit ihm theilt. Eben so unerschrocken wie sein Reiter, sieht das Pferd die Gefahr, und trotzt ihr; es gewöhnt sich an das Geräusch der Waffen, liebt es, sucht es auf, und geräth dadurch gleich dem Menschen in Hitze: es nimmt auch Theil an seinen Vergnügungen, bey der Jagd, beym Turnier, beym Wettrennen, wo es Dampf und Funken sprüht. Allein, eben so gelehrig als muthig, läßt es sich von seinem Feuer nicht überwältigen, sondern weiß seine Hastigkeit zurückzuhalten; es wird unter der Hand seines Leiters nicht bloß beugsam, sondern scheint dessen Wünsche auszuspüren, und indem es bloß den Impulsionen desselben gehorcht, läuft es mit mehr oder minderer Schnelligkeit, oder steht ganz stille, und handelt nur um ihm Genüge zu leisten. Es ist ein Geschöpf, welches sein ganzes Wesen verläugnet, um bloß durch den Willen eines anderen zu existiren, welches jenem Willen sogar zuvor zu kommen versteht, welches ihn durch die Gewandtheit und Genauigkeit

seiner Bewegungen ausdrückt und ausführt, welches so viel empfindet als man will, und nur so viel davon äußert als man verlangt; welches sich gegen nichts sträubt, sich plagt und quält, und sogar stirbt, um besser zu gehorchen." Büffon.

XIV.

Hunds= und Vögel=Doctoren.

Bekanntlich ist Wien mit der übermäßigen Herde von ungefähr 20000 Hunden jeder Gattung angestopft, und ohne thätige Beyhülfe der Hundsschläger ist jedes vernünftige Wort gegen die lästige und sogar gefährliche Anhäufung dieser Thiere in den Wind gesprochen. Es gibt Weiber und Männer, die so heiß in ihre Hunde verliebt sind, daß man vermuthen muß, sie glauben an die Metempsychose.

Als der arme Pastor Sebaldus Nothanker bey seiner Ankunft in dem großen Berlin

nicht wußte, wie er sein Leben erhalten sollte, kam er aus Verzweifelung auf den Einfall ein philosophisches Collegium zu lesen. Allein sein eben so armer Freund, der Schulmeister, belehrte ihn, daß mit Philosophie dort nichts auszurichten sey. Er sagte ihm: können sie rechnen? können sie tanzen? „Können sie den Hunden den Tollwurm schneiden? Dieß sind Künste, die hier ihren Mann nähren.“

Der Berlinische Schulmeister war ein Kenner der großen Städte.

Unsere Hausthiere bezahlen die Vortheile ihrer gemächlicheren Lebensart, ihrer bessern und bequemeren Nahrung rc. mit einer Menge von Uebeln denen sie in ihrem Naturzustande nicht ausgesetzt sind. Sowohl Vögel als Hunde werden von Blindheit, Gicht, Indigestionen, Wassersucht, Schlagflüssen, ahstmatischen Zuständen, und sogar von dem vornehmen Podagra befallen. — Sie sterben meistens im achten oder neunten Jahre ihres eingesperrten Lebens. Kein Wunder, daß sich auch Leute finden, die sich

methodisch darauf verlegen, diese Lieblinge alter Weiber und schwachsinniger Männer von ihren Infirmitäten zu heilen; ihren Todestag später hinaus zu rücken, und sich dafür — theuer bezahlen zu lassen.

Wien hat mehrere Hundsdoctoren, welche aber doch meistens nur Viri obscuri sind. Ich rede jetzt von dem Matador derselben.

Beym Eingang in die Naglergasse, am Eckhause rechts, hängt eine schwarze Tafel, worauf mit goldenen Buchstaben geschrieben steht:

„Monsieur Bohrer curirt Hunde
und Papperl, Fasanen und andere verschiedene Thiere. Wohnt
im Lain im dritten Stock.“

Der Sieur Bohrer ist also ein Mann von Bedeutung, wie man sieht. Seine Wohnung ist zu einem ordentlichen Hunde- und Vögelspital eingerichtet. Die vierfüßigen und die befiederten Patienten werden hier nach allen Regeln der Pathologie behandelt. Die

gewöhnlichsten Mittel sind wie für uns Menschen auch:

Segnare, et purgare, et clysterium donare.

Man läßt Monsieur Bohrer in das Haus kommen, oder man bringt den Patienten zu ihm. Er macht eine ernsthafte Miene, befühlt den Puls, runzelt die Stirne, und verordnet nach Umständen eine Portion Jalappa, ein Lavement von Kleyen, eine Aderlaß am rechten oder linken Schenkelbein, sowohl beym Windspiel, als beym Psittich. — Um bey solchen Umständen den Patienten zu zerstreuen, und dessen Aufmerksamkeit von der vorzunehmenden Operation etwas abzuwenden, spricht er mit demselben von der Redoute, vom Prater, von der Wachtparade, mit einer Zärtlichkeit, mit einem Eifer, als ob er wirklich in die Sprache der Thiere eingeweiht wäre.

Manchmahl sieht man ihn mit einem kleinen Trupp seiner Reconvalescenten in die frische Luft ausziehen; die kräftigeren gehen auf eigenen Beinen; die schwächeren

werden auf dem Arme getragen, oder stecken wohl auch in seinen Taschen.

Eine Visite des Hundsdoctors kostet bey rechtlichen Leuten einen halben Gulden, und seine Medicinen sind ebenfalls nicht wohlfeil.

Es gibt allerdings Stände, denen ein starker Hund nöthig ist, wie Fleischer und Jäger, es gibt andere, denen ein wachsamer Hund nöthig ist, wie Fuhrleute, Gärtner, und Landleute überhaupt: aber wie man in der Stadt ohne Noth Hunde halten mag, wenn man die tägliche Gefahr des wüthendwerdens, die eben so augenblickliche Gefahr, selbst gebissen zu werden, und die Unheilbarkeit und die unbeschreiblich gräßliche Todesart der Wasserscheue kennt, daß ist kaum begreiflich.

XV.

Ungarischer Champagner. – Weinverfälschung.

Als vor kurzer Zeit einige Dilettanten der französischen Literatur in London auf einem Privat-Theater französische Schauspiele aufführten, kam darüber der patriotische Pöbel in eine starke Gährung. Selbst angesehene Leute glaubten, eine solche Neuerung würde der Ehre von Old England nachtheilig, und zogen in öffentlichen Blättern uud Pamphlets gegen die Verehrer von Moliere und Racine zu Felde.

Einer derselben rief in poetischem Eifer:

„Wie! soll England sich jetzt durch Possenspiele gewinnen, und durch Schwänke „übermannen lassen, um das Joch des Er„oberers zu tragen? Nein! das soll nicht „geschehen, obschon er uns in hundert Schif„fen ganze Tonnen voll Verführung, und „die Unzucht ballenweise zuführt, obschon „die Burgunderfässer mit allen Lastern ge-

„füllt, und die Champagner-Bouteillen mit „Atheismus zugestöpselt sind!“ *)

Dieß sind schwere Inzichten gegen den heutigen Burgunder und Champagner, wie man sieht. Ob die Spleen-Kranken Zeloten an der Themse diese Weine dadurch ihren Landsleuten verleidet haben, weiß ich nicht; die jovialischen Wiener finden jene Fässer und Bouteillen keineswegs so gefährlich: nur die hohe Mauth von 60 pr. Ct., welche macht, daß die Champagner-Bouteille jetzt vierthalb Gulden, und der Burgunder nur etwas we-

---

*) Shall England now receive the Conqueror's yoke,
Won by a farce, and Vanquish'd by a jocke?
No! thô their fleets import with frequent sails
Tubs of seduction, and Crim. Con. *) in bales;
Thô Claret hogsheads ev'ry vice Contain,
And atheism is pack'd amongst Champaign!

*) Eine bey den englischen Ehescheidungs-Processen übliche Abkürzung statt crimen concubitus.

niger kostet, verbittert ihnen schon seit vielen Jahren diese Weine.

Da man aber fast keine große Tafel, keinen werthen Nahmenstag, keinen ordentlichen Hausball ohne Champagner feyern kann; so haben die Weinhändler die Kunst erfunden, aus ein paar Gattungen ungarischer Weine einen ganz leidlichen Champagner zu fabriciren. Dieser verkappte Franzose moußirt ganz regelmäßig, ist sogar etwas feuriger als der wahre, hat jedoch weniger Süße, und schadet weder dem Magen noch dem Kopfe.

Wenn es mit allen Weinverfälschungen noch so ehrlich zuging, wie mit dem ungarischen Champagner, so könnte man es allenfalls dulden; allein diese schlimme Kunst wird auf manche viel schädlichere Arten getrieben.

Man quirlt, aus weiß der Henker welchen Ingredienzen, einen Champagner zusammen, dessen Genuß Magenkrämpfe und heftige Kopfschmerzen verursacht. Man fabricirt sogenannten Tokayer aus Honig und Levantischen Zibeben. Man versetzt die rothen

ungarischen Weine mit Zimmet und Gewürznelken, um ihnen mehr Hitze und einen vermeintlich aromatischen Geschmack zu geben.

An zwanzig Gewürz- und Weinhändlers-Gewölben findet man angeschrieben: Menischer-Ausbruch, Ruster-Ausbruch, Erlauer-Ausbruch, Melniker-Ausbruch *) ꝛc. Man

*) Von den Ausbruch-Weinen scheint man im Auslande keinen ganz richtigen Begriff zu haben. Selbst Hr. Reichard sagt in seinem guide du Voyageur unter dem Artikel Wien: „Man hat dort eine besondere Gattung guten Weines, Ausbruch genannt.“ Der Ausbruch ist keine besondere Weingattung, sondern man bereitet ihn aus allen edleren Reben in Ungarn: man bricht nähmlich aus dem ganzen Weinstock die schönsten und reifsten Trauben aus; man gibt ihnen unter der Presse bloß den ersten Druck, oder man pflückt die Beeren wohl gar von den Stengeln, damit durch die Quetschung derselben, ihr herber Saft sich nicht mit dem Traubensafte menge; somit entsteht der süße, reine und feurige Ausbruch-Wein. Von den österreichischen, wie auch von den geringeren ungarischen Weinen macht man gewöhnlich

lasse sich aber durch diese kostbaren Aushäng-schilde nicht täuschen: diese so genannten Ausbrüche sind, wenns noch gut kommt, eine bloß mittlere Sorte von den genannten Weinen, die stark mit Brantewein wie auch mit Zucker gemischt ist, damit sie mehr Süße erhalte, feuriger scheine, und eher zu Kopfe steige: wie denn seit einiger Zeit fast kein ungarischer Wein mehr ohne Zusatz von Brantewein zu bekommen ist.

Lächerlich ist die prahlhafte lange Liste von Weinen, die man in den Schenkhäusern antrifft, und von denen ein Kenner unter zwanzig Mahl nicht Ein Mahl denjenigen erhält, den er verlangt, so sehr ist alles ein Gemengsel, von dem weder Geschmack noch Farbe zu dem Nahmen paßt, den es führt. Dieß ist um so schlimmer, weil man sich viel weniger nach ausländischen Weinen seh-

---

keinen Ausbruch; doch hat der Herr von Froidevo und der Weinhändler Held in Brun auch guten österreichischen Ausbruch bereitet.

nen würde, wenn man die edlen ungarischen unverdorben zu erhalten wüßte.

Mit den österreichischen Weinen lassen sich weniger von jenen Künsteleyen und Wirthskniffen vornehmen; die gewöhnlichsten sind ein mehr oder minder starker Einschlag von Schwefel, und eine hübschere Farbe, die ihnen durch gebranntem Zucker beygebracht wird. Auch gießt man allenfalls ein Viertheil von weißen ungarischen Weinen darunter, um sie etwas feuriger zu machen. — Das allgemeine Bedürfniß und die heutigen hohen Preise ersparen den Wirthen die Mühe künstlicher Experimente. Vor zwölf und funfzehn Jahren hatte man den geringen für 8 kr. die Maß, und der höchste Preis war 36 kr. gegenwärtig kostet vom geringsten die Maß 24 kr., und 36 kr. die Gattung, welche ehedem 16 kr. kostete. Liebhaber von Grinzinger oder Nußberger bezahlen die Maß mit 1 fl. 20 kr. und es gibt jetzt Landwein für den ehemals unerhörten Preis von 2 fl. für die Maß.

XVI.

Bier, — dessen Consumtion und Verfälschung. — Das Bier in Berlin.

Schon vor zwanzig Jahren, da noch wohlfeile Zeiten für Wien waren, wurde hier eine größere Quantität von Bier consumirt, als man es im Mittelpuncte eines reichen Weinlandes vermuthen sollte; denn damahls konnte der gemeine Mann noch eine Maß österreicher Wein für 8 kr. haben.

Gegenwärtig kostet die Maß vom geringsten österreicher Wein 24 kr. . . . . . welcher Abstand! Das Bier kostet hingegen 8 kr. die Maß, und dieser Umstand trägt vermuthlich das Meiste bey, daß die Consumtion des Biers von Jahr zu Jahr höher steigt, die Consumtion des Weins hingegen verhältnißmäßig etwas abnimmt. So wurden im Jahre 1785 an Weinen aller Art 558000 Eimer nach Wien eingeführt, und im Jahre 1802 nur 510717 Eimer; an Bier wurden im Jahre 1785 eingeführt

376830 Eimer; i. J. 1802 aber 460309 Eimer, folglich um 84000 Eimer mehr. Gegenwärtig darf man diese Einfuhr höchst wahrscheinlich auf 550000 Eimer ansetzen.

Zu diesem vom Lande in die Stadt Wien eingeführten Bier muß man dann erst dasjenige schlagen, was in den fünf inner den Linien befindlichen Brauhäusern gebraut wird, welches ungefähr 250,000 Eimer betragen mag.

Folglich trinken die Wiener jetzt jährlich ungefähr 800000 Eimer oder 3200000 Maß Bier. Allerdings ein schönes Quantum! *)

Die Londner, welche sich freylich beynahe bloß an das Bier halten müssen, trinken jährlich — wie Colqhoun versichert —

---

*) Eine große Beförderung der Bier-Consumtion ist auch die jetzt allgemein beliebte Mode der männlichen Jugend, das Tabakrauchen; man behauptet, ein Glas Bier schmecke besser zur Tabakspfeife als ein Glas Wein; daraus entsteht natürlich eine Angewohnheit, und darum sieht man auch in Weinhäusern jetzt häufig Bier trinken.

bloß an Porter 146500580 Maß; dagegen ist auch ein ungeheurer Abstand in der Population beyder Städte.

Das Bier ist eine alte Erfindung (jedoch jünger als die Bereitung des Weins) und vermuthlich haben die Aegypter das erste gebraut: das Bier des Osiris war so gut, wie Diodor erzählt, daß es im Geruch und Kraft vom Wein wenig verschieden war. — Das Bier im heutigen Wien kann jedoch keine großen Ansprüche auf Güte machen: es fehlt ihm an der gehörigen Quantität von Hopfen und Malz; von diesem letztern wird so wenig genommen als möglich, und statt des Hopfens, von dem man des hohen Preises wegen wenig mehr aus Böhmen kommen läßt, nimmt man größten Theils andere bittere Kräuter, die zwar eben nicht schädlich sind, aber doch ein Bier machen, das oft eher einem Tränkchen aus der Apotheke ähnlich ist, als einem nahrhaften und magenstärkenden Labetrunk. Ueberdieß läßt man dem hiesigen Bier kaum Zeit genug, kalt zu werden und dürftig ab-

zugähren, um es flugs in die Fässer zu gießen und nach den Bierhäusern zu schleppen *).

Die Biertrinker in Wien sind also, wie man sieht, nicht am beßten daran; auch sind die Klagen über schlechtes Bier allgemein. Was würden sie aber erst sagen, wenn sie das Berliner Bier trinken müßten! — Von der Zubereitung des Biers in jener Hauptstadt habe ich in einem öffentlichen Blatte **) folgende auffallende Stelle gelesen:

„Aus dem Wasser der Spree, das weich, süß und hell ist, zum trinken und kochen selten gebraucht wird, braut man in Berlin das Bier. Es ist daher ein in jeder Rücksicht unverantwortlicher und höchst schäd-

*) Es wird auch viel wirkliches oder wenigstens so genanntes Regensburger Bier getrunken, welches gut ist. Der Braumeister in der Leopoldstadt macht auch eine Art von englischen Bier, die Maß zu 36 Kreuzer.

**) Polizey-Blätter. Jahrgang 1802. Achtes Stück.

licher Mißbrauch, daß die Nachteimer in die Spree ausgegossen werden. Dadurch wird das Wasser auf die abscheulichste Art verunreiniget, der meistens sandige Grund des Stroms schlammig, und dem darin wachsenden Schilf und anderen Wasserkräutern Nahrung gegeben. Der an sich schon nicht wasserreiche Strom wird in den Sommermonathen sehr klein, so daß die damit verbundenen Graben fast gänzlich vertrocknen, dessen ungeachtet wird der Unrath eben so häufig in diesen als in den übrigen Monathen hinein geschüttet; dazu kommt noch, daß die Nachteimer nicht mitten in den Strom, wo der Unrath noch leicht weggespült werden könnte, sondern auf dem Seiten, wo er oft lange liegen bleibt, und sogar in die Schleußen, die des Nachts verschlossen bleiben, ausgeschüttet werden. Das Wasser wird täglich, sowohl durch die unter den Brücken angelegten Abtritte, als durch das Ausleeren der Eimer aufs abscheulichste verunreiniget, und oft die Brücken und Geländer derselben beschmutzt. Das

allgemein genossene Bier muß aus diesem verunreinigten Wasser bereitet werden, und kann weder gut noch zuträglich seyn.„

Wohl bekomme den Berlinern ihr Bier aus den Urnen der Nymphen Sprea und Cloacina!

XVII.

Ballette.

Seit dem berühmten Noverre hatte Wien keine Ballette mehr, bis zur Regierung Kaisers Leopold II. An seinem Nahmenstage i. J. 1791 wurde das erste gegeben, unter dem Titel: „Coocks Ankunft auf Otaheiti„ ein Stoff, der sich allerdings interessant darstellen läßt. Diesem folgten viele andere, mehr oder minder gute, worunter die besseren, Kaiser Otto, der Raub der Helena, der Brand von Troja ꝛc. waren. Der erste Balletmeister war

Muzzarelli; seine Frau tanzte noch mit steifem Strickrock und hohen Absätzen, übrigens aber mit vieler Gewandtheit.

Ein paar Jahre später kam Salvator Vigano mit seiner Frau Maria Medina. Diese brachten die einfache natürliche Kleidung und den griechischen Tanz auf die Bühne, in so weit beydes nach unseren Sitten voll Decenz thunlich ist. Die beyden Pas de deux, das Weiße und das Rosenfarbe, wovon eines die schmachtende das andere die gekrönte Liebe schilderte; dann das übel gehüthete Mädchen im Komischen; Die Tochrer der Luft, und Richard Löwenherz im Heroischen, wurden mit so lärmendem Beyfall und so oft gegeben, als je ein Spectakel auf den Bühnen Wiens. Vigano brachte mehr Pantomime in seine Ballette, in welcher, so wie im ausdrucksvollen Mienenspiel seine Frau vorzüglich glänzte, deren Körper für den künstlichen Fußtanz etwas zu schwerfällig war.

Auf diese folgte der Balletmeister Traf=

fieri und die Casentini. Traffieri hat nur drey Ballette gegeben, die Erwähnung verdienen; Alonzo und Cora (oder die Sonnenjungfrau) und Alcina im Heroischen, und das Waldmädchen im Komischen. Die Casentini hat eine hübsche schlanke Figur; sie tanzt mit ungleich mehr Kunst und Gewandtheit als die Vigano, aber ihre Physiognomie ist etwas kalt und ihre Pantomime weniger lebhaft, jedoch graziös.

Nachher kam eine ganze Familie Nahmens Clerico. Der ältere Bruder und Balletmeister gab ein Paar Ballette, deren Anordnung nicht schlecht war; da er sie aber aus Eigennutz und Eigensinn von seiner ungeschickten Familie darstellen ließ, so konnte keines Beyfall erhalten; und somit ging diese Familie zur Zufriedenheit des Publicums bald wieder von hier ab.

Auf die Clerico folgte der Balletmeister Gioja. Sein Ballet Alceste ist eine sehr schöne und vollendete Composition, die von ihm selbst und der Casentini mit allgemeinem Beyfall ausgeführt wurde; sehr

interessant ist auch das Terzett, von ihm, seinem Bruder und der Casentini getanzt.

Die neueste Erscheinung im Tempel der Terpsichore ist die Madame De Carro Narducci. So viele Leichtigkeit, Kunst, Schnelligkeit und Festigkeit im Tanz hat noch kein anderer Tänzer oder Tänzerinn gezeigt, die wir hier gesehen haben; ihre Bewegungen sind beynahe zu schnell, um sehr graziös seyn zu können. Das Publicum ist nun in zwey Parteyen getheilt, in die Anhänger der Casentini und jene der De Caro: durch diese Art von Rivalirät wird die Kunst und das Publicum ohne Zweifel gewinnen.

Der jetzige Balletmeister ist kein Italiäner, sondern der Franzose Gallet, welcher schon unter Noverre hier tanzte. Er hat bis jetzt zwey große Ballette gegeben: Ariadne und Bacchus, und den Raub der Sabinerinnen. Ihr Beyfall war mittelmäßig, man wirft ihnen vor, daß die Personnagen darin ohne genugsames Interesse, und die Anlagen des Ganzen etwas zu

gedehnt seyen. — Ueberhaupt aber scheint das Publicum seit zwölf Jahren der Ballette schon etwas satt geworden zu seyn, daß es somit schwer seyn wird, auf dieser Bahn ferner großen Beyfall zu erndten.

In mehrern Hauptstädten und in verschiedenen Zeitpuncten ist schon der Streit geführt worden, ob die Kehlen über die Beine, oder diese über jene den Sieg davon tragen sollten? das heißt: ob die Oper oder das Ballet ein interessanteres Schauspiel sey? — Gegenwärtig scheint sich die Zahl der guten Sänger und Sängerinnen beträchtlicher vermindert zu haben, als jene der Tänzer und Tänzerinnen. Auch ist der Tanz unstreitig das Sinnlichste aller unserer Schauspiele; ihm steht die ganze Fabelwelt, die historische Welt und das weite Reich der Phantasie offen; gute Musik-Composition ist ein so wesentlicher Theil davon, wie bey der Oper; und in Maschinerien und Decorationen darf er derselben noch vorspringen.

Bey den cultivirtesten alten Völkern

war, nnd bey einigen halbcultivirten Nationen ist der feyerliche Tanz noch jetzt ein Theil ihres religiösen Cultus. Ist dieser Umstand nicht vielleicht ein Beweis ihrer minderen Verdorbenheit?... In den neueren Zeiten, und bey verfeinerten Leuten mußte man den Tanz ohne weiters aus den Tempeln in die profanen Schauspielhäuser verweisen.

Bekanntlich hielt man ehedem die Italiäner für die größten und beynahe einzigen guten Musik-Compositeurs. Schon seit geraumer Zeit aber haben sich die Deutschen auf eine gleich hohe Stufe von Vollkommenheit in diesem Fache geschwungen, ja wohl gar ihre ehemahligen Meister übertroffen. Bey den Balletten wenigstens ist dieses hier der Fall: keine Ballet-Musik die aus Italien kam, hat Beyfall gehabt. Dagegen sind die Compositionen des hiesigen Theater-Compositors Weigel des ältern vortrefflich gelungen: seine Musik zu Richard Löwenherz, zu Alonzo und Cora, zur Alcina und zur Alceste, ist voll Harmonie

und Reichthum, jeder Scene der Darstellung angeschmiegt, mit einem Worte, wahre Meisterarbeit.

XVIII.
Er negocirt.

Seht ihr den Herrn von ***? welch einen prächtigen Wagen, welche stolze Pferde, welche reiche Livree stellt er zur Schau! . . . Vor ein Paar Jahren war er noch Schreiber bey einem Agenten. — Wie in aller Welt kommt der Mann zu diesem Glanz?

Er negocirt.

Der Mann dort von dritthalb Zentnern an Gewicht, mit welch einer vornehmen Miene er das Pflaster tritt! . . . Er trägt zwey Solitairs an den Fingern, jeden von wenigstens viertausend Thalern an Werth: und seine Frau! sie ist ja mit Brillianten bedeckt! — Er war doch vor ungefähr fünf Jahren noch Koch bey dem Grafen ***. Wie

Teufel hat sich der Kochlöffel in die Brillianten gearbeitet?

Er negocirt.

Hier der junge Laffe, der wie ein Phantast angezogen, im Pirutsch vorüber fliegt, daß die Funken aus den Steinen sprühen, und die armen Fußgänger kaum schnell genug seiner radebrechenden Suffisance ausweichen können: ich habe ihn noch als Practikanten beym Bankier gekannt, wie er in Staub und Koth zu Fuß bey Juden und Christen herum lief, um Wechsel von einigen Thalern einzukassiren . . . . Was hat den Menschen so hoch gehoben?

Er negocirt.

Dort gehen sie Arm in Arm die drey Glückspilze! . . . . der eine stand noch vor sechs Jahren als Lakay hinten auf dem Wagen, — der andere wechselte mir als Lehrpursche beym Kaufmann * die Teller, — der dritte war Kanzellist bey der *** Kanzelley. — Jetzt besitzen sie Häuser in der Stadt, Herrschaften in der Provinz, Bergwerke, Fabriken, Entreprisen und Lieferungen von

allen Seiten; geben Protectionen, rangiren bankerottirte Cavaliers, übernehmen desperate Prozesse ꝛc. und verdunkeln durch ihren Aufwand Leute aus den ersten Häusern. — — — Wie ist das möglich?

Sie negociren.

So ist es in Wien, und so ist es leider fast in allen heutigen großen Städten. Freylich endigt sich dieser plötzliche Glanz oft wieder eben so plötzlich mit Bankerott, Flucht, Schuldengefängniß und Zuchthaus, wie wir noch ganz neuerliche schauerliche Auftritte dieser Art hatten, wobey ganze Familien — durch die blendenden Vortheile des goldträchtigen Negocirens angelockt — verarmten. Allein die häufigen Beyspiele von solchen wie Pilze aus dem Schlamme empor gekommenen sogenannten Negocirern, die in wenigen Jahren hunderttausende zusammen rafften, haben eine allgemeine Sucht zur Geldmäkeley verbreitet. Alles will heut zu Tage negociren. Man sieht die Söhne aus guten Familien an den Schreibtischen der Negocianten und Geldspeculanten addiren und

multiplicieren, und jedes andere Wissen und jede andere Thätigkeit verschmähen, als die Kunst und das Bestreben, Geld zu machen.

„Rechnen ist ihr Witz, und Handeln ihre Tugend."

Man sieht sich so ziemlich wieder in die Zeiten Roms versetzt, von denen Juvenal sagte:

O Cives Cives! quaerenda pecunia primum,
Virtus post nummos; probitas laudatur et alget!

Ob es bey den übrigen, jetzt allenthalben mehr und mehr nöthig werdenden Bemühungen, die öffentliche Moralität zu verbessern, nicht auch höchst nothwendig wäre, diese wildrohe Habsucht und niedrigschmutzige Geldgierde, die mit so unverschämter Stirne allenthalben zur Schau getragen wird, selbst durch brandmarkende Mittel wieder auszurotten, kann für rechtliche und hellsehende Leute wohl keine Frage seyn.

XIX.

Spencer. — Shawl. — Nelson. — Neue Mäntel.

Die ehemahligen Rockelors hatten ihren Nahmen vom weiland lustigen Duc de Roquelaure; die Cadogans vom Lord Cadogan, der im Successionskrieg unter Marlborough focht; die heutigen Spencer von einem Lord Spencer, und man erzählt ihre Entstehung folgender Maßen:

Lord Spencer ein gewaltiger Fuchsjäger, wie es in Großbritannien die meisten Landedelleute sind, rannte einst dem rothen Hühnerdieb in größter Hast nach, und spieste sich mit dem einen Schoß von seinem Ueberrock an einen dürren Baumast, der ihm denselben vom Leibe riß. Er wollte nun mit dem anderen Rockschoß allein nicht in die Stadt zurück, sondern schnitt ihn auch weg. Junge Herren fanden diesen fragmentarischen Ueberrock gar nicht übel, und erhoben ihn zur Modetracht, die ihren Weg auch bald nach Deutschland fand. Man trägt ihn

von Tuch oder Molton, meistens mit dem Frack gleichfärbig oder doch von einer dunkeln Farbe, und ganz neuerlich wieder häufiger als vor zwey und drey Jahren, besonders unter den Reitlustigen, weil er zu Pferde gar bequem seyn soll.

Noch mehr Glück machte der Spencer bey den jungen Weibern, die ihn schon seit vier Jahren im Frühjahr und Herbst sehr häufig tragen: er ist meistens von blauem, auch von braunem, grünem und rothem Tuch oder Halbtuch, auch wohl von Atlas, und wird über ein weißes Mußelinkleid angezogen, wo er allerdings niedlich läßt, auch wirklich warm hält, da er knapp anschließt, Schultern und Brust ganz deckt, und lange Aermel hat.

Aelter als die Spencer sind die Shawls (so schreiben die Engländer dieses Wort), ein orientalisches Kleidungsstück, das schon seit ungefähr sechs Jahren in verschiedenen Formen getragen wird. Anfangs nahm man sie statt eines Mäntelchens, und trug sie von rother Farbe über die Schultern bis an

die Hüften, da sie denn auch ihrem Zweck entsprachen. Bald darauf machte man sie von weißer Mußeline, und so groß wie ein Betttuch, daß sie vom Nacken an bis zur Erde reichten, in welcher Gestalt sie sehr unbequem waren, aber als Opfer der Modesucht sich doch zwey Sommer hindurch erhielten. Letzthin trug man sie wieder ziemlich schmal, von allen Farben, mit Fransen besetzt, und bloß um den Nacken geschlagen.— Die kostbarsten dieser Shawls kommen eigentlich aus Thibet, wo sie aus der Wolle einer besonderen Gattung von Schafen verfertiget werden; sie müssen, wenn sie echt sind, nur ein paar Loth wiegen, und sich durch einen gewöhnlichen Fingerring ziehen lassen; dann kosten sie aber von 200 bis 800 Thaler; die Farben dabey sind von gewöhnlicher orientalischer Abgeschmacktheit; man erhält sie hier aus Constantinopel. Die gewöhnlichen aber werden in Wien selbst, aus Kamehlhaar oder Seide fabricirt.

Der Nelson (wie dieses Kleidungsstück zu dem Nahmen des berühmten brittischen

Admirals kam, ist mir unbewußt) eine Art von Ueberrock, ist schon seit 1800 Mode, und hat sich bis jetzt noch immer recht hartnäckig im Besitz erhalten, ein Umstand, worüber man sich beynahe wundern sollte, weil diese Kleidung bequem und vernünftig ist, zwey Qualitäten, die bey den Wechselbälgen von Modekindern eben nicht gar oft anzutreffen sind. Anfangs wurde er von Casimir und Halbtuch getragen, und ohne Ausnahme von dunkelblauer Farbe. Die Kaufleute ließen eilig alle verlegenen Ueberreste jener Stoffe in die Indigotonnen werfen, um sie theuer abzusetzen, weil diese Farbe die angenommene Uniform war. Es entstand ein gänzlicher Mangel an blauen Tuch, und somit fing man an, die Nelson von allen Farben zu tragen, und zu allen Jahrszeiten: in der wärmern Periode von leichtem Seidenzeug, in der kälteren von ganzem Tuch.

Die Mäntel waren seit sechs bis sieben Jahren gänzlich aus der weiblichen Welt verschwunden, welche auf Geschmack in der Kleidung Anspruch macht; man sah sie nur

noch bey abgelebten Frauen, die schon unbemerkt dem Grabe entgegen schleichen; die Spencer, die Shawls, die Nelsons hatten sie allenthalben verdrängt; jedoch mit Unrecht, denn keines dieser letzteren Kleidungsstücke gewährt in den Tagen und Nächten des Winters so viel Schutz gegen den Frost. Dieß empfanden die Weiber allmählig immer mehr, und somit kommen denn seit einem Jahre die Mäntel wieder zu Ehren und zum Vorschein. Allein diese neu erstandenen Mäntel sind bis jetzt noch ziemlich unzweckmäßig und geschmacklos: sie sind zu lange und zu enge, folglich minder bequem, und halten weniger warm; sie haben einen ungeheuern übergeschlagenen Kragen, bis an die Ellbogen reichend, wie Pilgermäntelchen, und von einer anderen, meistens schreyenden Farbe, auch wohl noch oben ein steifes, bis in den Nacken hinein stehendes Krägelchen; welches alles zusammen den neuesten Mantelträgerinnen ein buntes, steifes und gezwängtes Ansehen gibt.

XX.

Beleuchtete Wagen. — Brennende Nachtfackeln. — Schnelles Fahren.

Wien ist im Vergleich mit den übrigen europäischen Städten, welche Nachtlaternen haben, noch immer unter die bestbeleuchteten zu zählen, obschon seit ungefähr zwölf Jahren diese Beleuchtung Abends um eine halbe Stunde später anfängt.

Sonderbar! die Stadtmenschen begnügen sich recht gut mit dieser nächtlichen Beleuchtung; die vornehmen Stadtpferde aber nicht: sie scheinen die blöden Augen ihrer Eigenthümer zu haben, und wie diese ihre Lorgnetten für sich brauchen, so kommen sie ihren Pferden mit Fackeln und Wagenlaternen zu Hülfe.

Seit einigen Jahren kommen die beleuchteten Wagen sehr in Gang; sie haben zwey drey, vier, auch wohl sechs Laternen aufstecken, vorne zwey oder drey, oder an den vier Ecken überall eine, oder auch im Mittelraum noch zwey. Bey Landparthien, wo

man erst spät zur Stadt zurückkömmt, ist diese Erfindung nicht übel; in der beleuchteten Stadt aber sieht der illuminirte Kasten freylich ein Bischen affectirt aus, indessen schadet's niemand, und er hilft die Gassenbeleuchtung verstärken: auch haben die darin Sitzenden — besonders wenn sie zu den Geschöpfen gehören die sich überall gern zur Schau geben, das Vergnügen, von allen Vorübergehenden gesehen zu werden.

Ganz anders ist es mit den Fackeln, womit die Läufer vor den Kutschen herrennen. Der kaiserliche Hof hat keine Läufer, und wenn er bey Nacht durch die Stadt oder Vorstädte fährt, so hat er vor seinen Wagen zwey Vorreiter mit geschlossenen Laternen. Dieses bescheidene und vernünftige Beyspiel nachzuahmen, hat den Großen in Wien noch nicht beliebt, und es wird wohl noch die Zeit kommen, daß man ihnen durch ein Gesetz die brennenden Fackeln vor den Wagen verbiethen wird, wie man ihnen schon hat verbiethen müssen, mit diesen Fackeln über die Thorbrücken zu fahren. — Daß die schnau-

benden Bengel von Läufern die übrigen friedlichen Fußgänger oft halb zu Boden werfen, und beynahe täglich mit dem schmelzenden Pech ihrer Fackeln beträufeln: dieses kömmt zwar nicht in Anschlag; daß sie aber selbst bey heftigen Winden ihre Fackeln an den Straßen- und Häuser-Ecken so heftig ausklopfen und abschlagen, daß die brennenden Pechstücke halbe Viertelstunden lang fortlodern, daß sie auf zwanzig Schritte weit vom Winde fortgeführt und in die Oeffnungen der Keller und Holzgewölbe rollen, und Häuser in Brand stecken können: dieses verdiente allmählig doch eingestellt zu werden.

* *
*

Sobald von Kutschen und Pferden die Rede ist, wie könnte man da vom Schnellfahren schweigen, welches unter die unaustilgbaren Erbsünden der großen Städte gehört?... Es werden freylich von Zeit zu Zeit scharfe Verordnungen in dieser Sache gegeben, besonders nachdem eben ein großes Unglück dadurch entstanden ist; allein

Verbothe gegen das Schnellfahren geben, heißt das Faß der Danaiden füllen: Vier und zwanzig Stunden, oder höchstens ein Paar Tage wirkt es, und dann ist es wieder der alte Schlender. Wenn heute der Kutscher sich bey seinem Schätzchen oder im Bierhause verspätet hat, und dann wie unsinnig durch die Straße jagt, um seinen Herrn nicht zu spät aus der Kanzelley, von der Tafel, oder aus dem Theater zu hohlen: so ist morgen die verspätete Toilette, das unvollendete Referat, oder das zu lange gedehnte Tete a Tete Schuld, daß die Herrschaft selbst den Kutscher zu dieser Sünde zwingt.

Kenner in dieser Sache sind überzeugt, daß dem Schnellfahren nicht wird abgeholfen werden, bis man, ohne Rücksicht auf Kutscher und Herrschaft, ohne Ausnahme der Person, jeden solchen Delinquenten bey Tag und Nacht auf offener Straße anhält, ihn vom Bock herabsteigen macht, und auf der Stelle mit 25 Hieben salbt..... Vor ungefähr 10 Jahren ist dieses Experiment

einige Mahl gemacht worden, und es hat auf einige Monathe geholfen. Wer es übertrieben findet, folglich kein Kutschengewühl kennt, der komme, sehe, und spreche dann selbst.

XXI.

Griechinnen unterm 48sten Grad Nordbreite. — Erkältungen.

Nachdem in Frankreich die bekannte Revolution schon einige Jahre gedauert, und sich ziemlich befestiget hatte, sprach man dort viel von Griechen und Römern, und Römern und Griechen, und glaubte, in manchen Dingen jenen glänzenden Mustern republikanischer Auserwähltheit und Größe recht nahe gerückt zu seyn. Die Männer hielten es vorzüglich mit den Römern, und ahmten sie — in einem Puncte — getreulich nach. Die Weiber ließen sich ebenfalls

viel von den Römerinnen sagen, und hatten eine Weile Lust, diese weiland Viragines an der Tiber in sich neu aufleben zu machen; aber es ging nicht: die römischen Matronen waren zu steif, kalt, spröde, zu sehr in ihre Häuser verschlossen, kurzum zu ennuyant. Also schlug man sich auf die Seite der Griechinnen, das heißt, der griechischen Mädchen, wie sie in der Gesellschaft des Perikles, des Alcibiades, der Aspasia ꝛc. gedeiht haben, man pikirte sich, munter, kopflos, launisch, verbuhlt, verschwenderisch, ꝛc. zu seyn, und halbnackt zu gehen.

Nun liegt Griechenland bekanntlich zwischen 37 und 40 Graden; das dortige Clima ist milde, das Land hat einen heiteren Himmel, sehr gemäßigte Luft und eine gar kurze Epoche von gelindem Winter; ganz anders ist es in Paris, welches um so viele Grade nördlicher liegt, und fast das ganze Jahr eine unfreundliche Witterung hat.

Unter gleichem Grade wie Paris liegt auch Wien, nämlich unter dem 48sten nörd-

licher Breite. Als die Pariserinnen anfingen, Griechinnen zu spielen, war der erste Abscheu vor Frankreich bereits ziemlich verschwunden, und man wagte es schon wieder, den alten Schlender in Modesachen zu befolgen, das heißt, die pariſiſchen zu kopiren. Alſo entſtanden denn auch bey uns die atheniſchen und korinthiſchen Mädchen zu tauſenden. Die Haare wurden in Flechten und Knoten um den Kopf geſchlungen; Hals, Backen, Buſen und Arme wurden ſo heidniſch nackt, als es nur immer noch einiger Maßen mit der chriſtlichen Decenz vereinbarlich war; der ganze Körper wurde ſo leicht gemacht als möglich: ein kurzes Hemdchen ohne Aermel, bis unter die Schultern und Brüſte ausgeſchnitten, darüber ein knapper Sack von dünſter Seide, von Muſſelin oder von irgend einem anderen ſo feinen Gewebe, das jede Bewegung, jedes Muſkelſpiel des Körpers in allen ſeinen Wendungen und Stellungen getreulich abformt und zur Schau ſtellt: das war und iſt noch das Weſentlichſte unſerer heutigen Griechinnen.

Unsere jungen Herren gerathen beym Anblick dieser lieblichen Töchter von Hellas allerdings in nicht geringes Entzücken; sie wünschen, je eher je lieber ihren Wohnplatz ganz in Griechenland umgeschaffen zu sehen, und rufen schon zum voraus voll Freude, „Welch Vergnügen, wenn ich Morgens mit einer Aspasia an der Toilette scherzen, Mittags mit Perikles speisen, Abends eine Komödie von Aristophanes ansehen, zwischen Anakreon und Glycere soupiren, und mit Lais im Mondenlicht durch den Ceramicus lustwandeln werde!... Die lieben Herrchen wissen nicht was dort geschrieben steht:

Non cuivis datum est adire Corinthum!

und ihr ganzes Griechenthum besteht denn größten Theils in einigen ungezogenen Läppereyen und dreisten Zudringlichkeiten.

Nun wieder zu unseren Griechinnen. Manche derselben haben ihre Griechheit schon sehr theuer, und einige sogar mit dem Leben bezahlt; denn das beliebte Costüm

vom Ufer des Ilyssus und der korinthischen Meerenge an den Ister verpflanzt, den der Wind von den Sudeten und Karpathen manchmahl Monathe lang mit Eis überzieht, verursacht häufige und gefährliche Erkältungen, welche selbst tödtlich werden, wenn man aus dem strotzenden Schauspielhause, vom erhitzenden Ball oder begeisterten Souper in der starrenden Winternacht so leicht bekleidet zum Hausthor kömmt, wo der Nordwind durchpfeift, und dort zu Viertelstunden auf den im Gedränge befindlichen Wagen oder Tragsessel warten muß. Auf diese Art sind vor kurzem einige blühende Weiber und Mädchen schnell — weil schon vom griechischen Costüm die Rede ist — in Charons Nachen hinab gestiegen; und doch hat selbst dieses Beyspiel ihre hiesigen Schwestern nicht merkbar geschreckt.

XXII.

Der Ridikül.

Noch vor fünf und zwanzig Jahren fanden die Weiber kaum Mittel genug, sich recht breit zu machen; der damahlige Strickrock wuchs zu einer Peripherie an, daß die beyden Enden davon zu den Wagenfenstern hinaus ragten, und keine Dame selbst durch die weiteste Flügelthüre gerade vorwärts gehen konnte. Wenn man jetzt noch manchmahl eine abgelebte Matrone auf dem Theater in jenem echten Gala-Prunk auftreten läßt, so heißt es Caricatur, und das werthe Publicum lacht sich halb krank darüber.

So fällt man von einem Extrem auf das andere: heut zu Tage wollen sämmtliche Töchter Evens so schmahl seyn als möglich. Unter dem ehemahligen Strickrock und den Buffanten waren ein Paar Säcke, die für ein Magazin dienen konnten, und wo hinein oft ein halbes Dutzend Teller voll Confituren und Obst geleert wurden. Jetzt darf unter dem dünnen griechischen Röckchen und Hemd-

chen — wenn doch eines da ist — nicht so viel Raum seyn, daß ein seidnes Börschen mit drey Ducaten Platz fände; man will schlank seyn wie eine Pappel, ohne Falte und Wülstchen.

Da man aber denn doch Bedürfnisse hat, die ein Schnupftuch, einen Fächer rc. nöthig machen; da man ein Plätzchen braucht, um einen weiblichen Arbeitszeug pro forma, und ein Billet doux im Ernste aufzubewahren, so hat man glücklicher Weise den Ridikül erfunden. Dieses Möbel ist nichts anderes als ein größerer oder kleinerer, schlichter oder verzierter runder Beutel, der oben zugeschnürt wird, ungefähr wie die Beutel der Tabaksraucher. Er ist jetzt das Universal-Magazin der weiblichen Welt, worin die ganze Masse jener wichtigen Nichtswürdigkeiten steckt, die zur Wesenheit unserer eleganten Damen gehören. Ein Weib oder Mädchen ohne Ridikül außer dem Hause, wäre was ein Soldat ohne Patrontasche, ein Schiffer ohne Compaß, ein Negociant ohne Börsenzettel.

Das Inventarium eines Ridikuls wäre manchmahl ein kurioses, manchmahl ein interessantes Ding. Mancher Ehemann würde darin die Grundursache der guten oder bösen Laune seiner werthen Hälfte; mancher Liebhaber den Schlüssel zum Herzen seiner Schönen; mancher Doctor die Diagnosis einer Unpäßlichkeit viel sicherer als im Pulse finden.....

Nicht selten ist dieser Ridikül eine wahre Pandora-Büchse.

XXIII.

Lectüre.

„Aber wozu nützt das Lesen?" — so fragte einst der französische König Ludwig XIV. bey der Tafel den Herzog von Vivonne. Sire! antwortete der Herzog, das Lesen wirkt auf den Geist eben so, wie ihre ge-

bratenen Repphühner auf den Körper. Der wackere Mann war wohl bey Leibe, und hatte eine recht blühende Gesichtsfarbe.

Dieser Ausspruch des Vivonne könnte allenfalls auch zur Antwort auf die Anfrage dienen, welche man vor einigen Jahren in einem in Wien gedruckten Journal gethan hat:,, Ob das Menschengeschlecht durch die Erfindung der Buchdruckerkunst etwas gewonnen habe?" — Eine Frage, neben welche man allenfalls auch folgende stellen könnte: Ob das Menschengeschlecht durch die Erfindung der Kochkunst etwas gewonnen habe? — denn es gab ja bekanntlich einst recht rüstige Menschen, die rohe Eicheln und rohes Fleisch, mit eben so viel Appetit verzehrten, als wir jetzt ein Hühnerfrikasse oder eine Schnepfenpastete.

Es ist schon bald ein Viertel-Jahrhundert, daß im Publico von Wien eine etwas ungewöhnliche Aufwallung für bessere Lectüre entstand; sie dauerte aber nicht gar lange, und ist seitdem stets mehr ins Sinken gerathen: ein Umstand, der für die Frager

über den Nutzen der Buchdruckerkunst nicht wenig trostreich seyn muß.

Die jüngste saubere Periode der französischen Geschichte hat zwar die Lust zu lesen wieder etwas aufgeregt; aber das war eigentlich nur ein Trieb der Neugierde, mit etwas politischer Schwadroniersucht versetzt, und der leidige Gegenstand hat denn endlich alle Welt ermüdet und angeeckelt.

Heut zu Tage lesen in Wien eigentlich nur zwey Classen von Menschen: diejenigen, welche aus Geschmack, Pflicht oder Angewohnheit sogenannte Brodwissenschaften treiben; und diejenigen, welche sich vor der Langweile retten wollen, aber keine theueren Unterhaltungen mitmachen können.

Diese Angabe ist Regel; wie von jeder Regel, so gibt es zwar auch von dieser Ausnahmen, deren Verhältniß jedoch zur erstern so unbedeutend ist, daß es nicht in Betrachtung kömmt.

Die Lesegegenstände der ersten Classe bestimmen sich von selbst; es sind nähmlich die eigentlich scientifischen Werke; und in dieser

Hinsicht ist man noch ziemlich erbaut, die Lesezimmer der hiesigen öffentlichen Bibliotheken stets so stark besucht zu finden.

Die Seelenspeise der zweyten Classe ist das unausrottbare, sich ewig fortpflanzende und vermehrende literarische Polypen-Geschlecht der flachen, stets geist- und oft sinnlosen Romane und platter Flugblätter. Wahrlich, der Mann hat Recht, welcher sagte: „das Glück von tausend Büchern macht bloß das genaue Verhältniß zwischen der Ideen-Armuth des Verfassers und der Ideen-Armuth des Publicums." Denn, wenn dieses nicht wirklich der Fall wäre, wie hätten die zentnerschweren Schreibereyen von Eckartshausen und Cramer, die unsinnigen Geister- und Zauber-Romanen, die albernen Ritter- und Banditen-Geschichten, die hundertbändigen Land- und Winter-Bibliotheken, die unabsehbaren Reihen von blauen, gelben, grünen, rosenfarbnen 2c. 2c. Romanen-Bibliotheken auch nur den Druckerlohn ersetzen können!

Fern sey es von mir, ein Buch deßwe-

gen für nichtswürdig zu halten, weil es die Form eines Romans hat: im Gegentheil, es gibt einige wenige dieser Art, die mehr Geist, Weltkenntniß und Lebensweisheit enthalten als ganze Dutzende von sehr ernsthaften und schweren Werken; aber gerade solche sind in der Welt der gewöhnlichen Romanenleser am wenigsten bekannt.

Bey Gelegenheit der Lectüre ist es ganz natürlich, auch von den Schriftstellern zu reden. Ein Freyherr von Lichtenstern, welcher sich seit einigen Jahren viel und glücklich mit der österreichischen Staatskunde abgibt, versichert in seiner statistischen Schilderung, die österreichische Monarchie habe 900 Schriftsteller, worunter die überwiegende Zahl von 720 deutschen Autoren sey; unter diesem ganzen Schriftsteller-Personale befinden sich 4 fürstliche Personen, 21 Grafen und 35 Baronen; — eine glänzende Priesterschaft im Tempel der Musen — auf Vier österreichische Autoren komme aber jährlich nur Ein litterarisches Product; folglich lieferten die österreichischen Länder, bey

einem Flächeninhalte von 10,000 Quadrat-Meilen und bey einer Population von 24 Millionen Seelen, jährlich nur 245 Schriften aller Art.... Welche Sterilität gegen die kaninchenartige literarische Zeugungskraft in den bloßen zwey sächsischen Kreisen!... Dieser Abstand wäre wirklich eine Art von Schande, wenn es nicht eine allbekannte Sache wäre, daß man von so vielen Büchermachern an der Elbe, Pleiße, Saale, Spree rc. sagen darf:

Ingenii largitor — Venter!

XXIV.

Einfluß der Weiber auf die Lectüre.

Wenn heut zu Tage ein Buch in Wien sein Glück machen soll, das heißt, wenn es stark gekauft oder doch gelesen werden will, so muß es die Weiber interessiren.

Zur Erweckung dieses Interesse gibt es

drey Wege: Erstens recht viel von Liebe im Buch; zweytens enthusiastische Lobsprüche auf das weibliche Geschlecht; oder drittens auch pikante Kritik über dasselbe.

Recht viel von Liebe; man mag nun immerhin dagegen sagen:

„Schon wieder Liebe! und ewig Liebe!
Und nichts als Liebe?

so ist die Antwort darauf:

„Närrchen, wovon
Denn sonst? und was ist unterm Mond
denn wohl der Rede werth, als Liebe?
Und unterm Mond und überm Mond
was anders ist's, als ew'ge Liebe,
was überall athmet, wirkt und webt,
und alles bildet und alles belebt *)?

Die weiblichen Geschöpfe, welche sich mit Lectüre abgeben können, sind in der Regel die Mädchen und jüngeren Weiber aus der wohlhabenden Classe, denen es an nichts gebricht, was zur Lebens- und Leibesnothdurft gehört, die folglich aller

*) Wieland. Liebe um Liebe.

Sorgen und Arbeiten überhoben sind, und somit Muße genug, ja sogar den Drang haben, bloß ihre Phantasie arbeiten zu lassen. Da nun bey reichlicher Diät und Müßigang der schöne Trieb (la belle passion: frühzeitig und gebietherisch in laeva parte mamillae *) zu rumoren anfängt, unsere überfeinen gesellschaftlichen Verhältnisse aber der Befriedigung desselben tausend Hindernisse in Praxi entgegen stämmen, so ist es sehr natürlich, daß die lieben Kinder sich wenigstens mit der Theorie davon unterhalten, und das Glück der Liebe im sympathetischen Einklang mit den idealischen Helden und Heldinnen der Romane fühlen, von dessen reellen Genuß strenge, oder eigensinnige, oder eigennützige Väter, Mütter, Onkeln, Tanten ꝛc. sie noch immer ausschließen. — Bey dem hübsch zahlreichen Orden junger Weiber aber, die (freylich oft nur in ihrer Idee) unglücklich verheirathet

---

*) Diesen bekannten halben Vers ihren Schönen zu übersetzen, überlasse ich unseren jungen Herren, zu einiger Uebung im Latein.

sind, müssen die giganten von moralischer Vollkommenheit, welche in den Alltags-Romanen wie Pilze aufschießen, die getäuschten Erwartungen aus dem wirklichen Leben ersetzen, und die exaltirte Malcontentin für das désagréable personnage des mürrischen oder eigensinnigen Herrn Gemahls entschädigen.

Enthusiastische Lobsprüche auf das weibliche Geschlecht. Da das moralische Lebensprincip der Weiber von einem Pol bis zum andern bekanntlich Eitelkeit ist, diese aber nach Schmeicheley dürstet wie das Auge nach Licht, das Ohr nach Wohlton, und da man diese Farbe selbst bey verständigen Weibern hübsch dicht auftragen darf, ohne Gefahr sie zu beleidigen, so ist es in der Ordnung, daß jedes Buch, worin die Posaune zur Ehre der Evanstöchter tönt, den ersten Platz auf der Toilette erhalte.... Haben sie das Buch N. N. schon gesehen? schallt es den eintretenden Liebhabern, Hausfreunden, ja sogar den Männern entgegen; es soll scharmant seyn, ich muß es

lesen; und nun haben die benannten Herren nichts Angelegneres zu thun, als eilig zum Buchhändler zu laufen, und das papierne Rauchfaß für die Hausgöttinn zu hohlen.

Pikante Kritiken. Dieß ist eine Leserey für die etwas älteren Schönen. „Man muß doch sehen, was der Pedant, der Irokese, der Kaliban gegen uns sagt, der vermuthlich nirgends sein Glück machen kann!“ — Verabschiedete und schmollende Liebhaber suchen ebenfalls diese Bücher, um sie der Grausamen oder Undankbaren in die Hände zu spielen, oder sich selbst durch die Ansicht des häßlichen Bildes über ihren Unstern zu trösten.

XXV.

Theater an der Wien.

Dieses jüngste aller hiesigen Schauspielhäuser hat trotz den wenigen Jahren seines Daseyns schon mancherley Herren und Schicksale gehabt.

Der bekannte Emanuel Schikaneder fing im Jahre 1797 den Bau desselben an, und vollendete ihn mit so außerordentlicher Geschwindigkeit, daß er im Junius 1800 schon darin spielen konnte. Den Tag bevor er hierher übersiedelte, gab er im alten Theater auf der Wieden noch ein Gelegenheitsstück, betitelt Thespis, den er selbst spielte, und dann mit seiner ganzen Truppe mit Sack und Pack über den Wienfluß herüber in den neuen dramatischen Tempel zog. Da sah man den bekannten alten Vers realisirt.

Dicitur et plaustris vexisse poëmata Thespis!

Das Theater liegt an einem ziemlich günstigen Platz dießseits der Wien, hinter der ersten Häuserreihe der dortigen Vorstadt; Schade, daß man es nicht ganz vorne auf das Glacis gesetzt hat, denn diese Lage wäre ungleich schöner und vortheilhafter. — Der Architekt war ein hiesiger Baumeister, Nahmens Jäger.

Es hat zwey große Eingänge: den einen vorne gegen die Hauptstraße, wo die Fiacker halten müssen; den anderen an der Sei-

te gegen die Stadt, wo die Herrschaftswagen anfahren. Bekanntlich setzt man sonst auf die Eingänge der Schauspielhäuser eine von den Musen der dramatischen Kunst; Herr Schikaneder aber muß seine werthe Person für interessanter gehalten haben, als Thalien und Melpomenen, denn er ließ sich selbst als Papageno über dieses Thor setzen, wie er sein Lockpfeifchen gegen die Stadt hinein bläst, und neben ihm ein paar pausbackige Buben, die ihre Netze schon voll — Vögel haben . . . . Man sagt, er habe dieses gethan, weil ihm der beliebte Papageno oder die allbekannte Zauberflöte — welche er ungefähr sechsthalbhundertmahl gab — vorzüglich auf die Beine geholfen hat. Das mag seyn; indessen habe ich den guten Emanuel, der gegen sechs Fuß hoch ist, einen Speckhals hat wie Vitellius weiland, eine gute Klafter in der Peripherie mißt, und so ein dritthalb Zentner wiegt, immer als einen etwas schweren Papageno gefunden.

Das Theater selbst ist geräumig, etwas

breiter, und um vieles tiefer als jedes an=
dere hier; man kann es rückwärts in einen
Hof und bis auf eine Straße öffnen, und
somit Gegenstände, die ein solches Perspec=
tive fordern, gut darstellen. Diese Anlage
wird denn auch auf eine höchst eingreifende
Art benützt: so kömmt zum Beyspiel die
Gräfinn Walltron (in dem bekannten Stück)
in einem ordentlichen Pirutsch mit vier leib=
haften Postpferden bespannt, und fährt in
Carriere auf dem Theater herum; so kömmt
der Prinz mit einer Suite von Adjutanten
und Husaren zu Pferde, und alles dieses
sprengt im Galopp im Lager herum. In ei=
nem anderen Stücke marschirt Cavallerie in
Reih und Glied auf, und haut in Infante=
rie ein 2c. lauter Dinge, an denen sich das
liebe Publicum nicht satt sehen kann.

Die Höhe des Hauses ist so, daß man
die Cortine und Decorationen ganz empor
ziehen kann, ohne sie aufzurollen. Unter den
Decorationen sind viele recht gute und man=
che prächtige, und die Maschinerie ist leid=
lich. Auf der Cortine ist die Landschaft und

der Baumschlag gut, die Figuren ziemlich schlecht, und das Ganze wird durch den läppischen Einfall verdorben, eine große Schlange, ich weiß nicht mit wie viel Köpfen (sollte vermuthlich Neid und Verfolgung vorstellen) auf den armen Schächer Thespis loszulassen, der mit einem Jammergesicht in der Mitte steht, nicht weiß wo aus noch ein, und von einem kleinen Genius mit dem Flammenschwert gerettet wird.

Das Amphitheater hat ein freundliches Ansehen, es ist himmelblau mit Silber. Es hat achtzehn Logen, zwey Parterre, und vier Gallerien über einander. Um für mehr Menschen Platz zu gewinnen, hat man die Sitze allenthalben etwas mehr zusammen gedrängt als bequem ist. Im Ganzen ist dieses Theater besser gebaut als die übrigen hier.

Schikaneder gab Lustspiele, Schauspiele und Trauerspiele, mitunter auch sogenannte große heroische Opern, meistens von seinem eigenen Machwerk.

Nach zwey Jahren kaufte ein hiesiger Kaufmann, Nahmens Zitterbart, welcher

schon bey dem Bau des Theaters ein großer Theilhaber war, das Privilegium auf dieses Theater, das Theater selbst, die Garderobe und allen dahin gehörigen scenischen Plunder für 100000 Gulden vom Hr. Schikaneder vollends an sich, und war dann alleiniger Eigenthümer. Schikaneder mußte die Direction abgeben, ging auf das Land, und kam nur selten, um eine seiner alten Rollen zu spielen.

Das ging in die Länge nicht an. Schikaneder hat sein eigenes Publicum, dieses vermißte ihn allenthalben, und äußerte seine Sehnsucht nach ihm so laut, daß Zitterbart den unentbehrlichen Mann neuerdings herbey rufen, und zum Director seines Theaters machen mußte.

Zitterbart vermehrte sein Personale, bezahlte es gut, auch wohl übermäßig, wußte sogar Leute von den Hoftheatern auf das seinige zu ziehen, und sorgte besonders für Sänger und Sängerinnen. Nebst den eigenthümlichen Lieblingsstücken seiner Bühne, fing er jetzt an hauptsächlich Singspiele von

den Pariser Theatern zu geben, die zum Theil recht gut exequirt, und so häufig mit neuen und immer neuen gewechselt wurden, daß sein Haus stets voll war.

Das Theater an der Wien, welches Anfangs bloß mit dem Leopoldstadt-Theater rivalisirt hatte, rivalisirte jetzt sogar glücklich mit den Hof-Theatern in der Stadt.

Unter dem sämmtlichen spielenden und singenden Personale ist zwar nicht ein einziges hervorragendes Talent; allein die Leute sind so zusammen gewöhnt, daß sie manche Stücke recht leidlich aufführen; dieß ist aber auch das Maximum was man von ihnen sagen kann, obschon sie unter den alten und jungen Wienern eine ganze Legion enthusiastischer Lobredner haben, denen in einem anderen Theater gar nichts gefällt, und die in der Hitze der Hundstage wie im Schneegestöber des Januars keuchend dorthin traben, um das Labyrinth oder den Walltron zu sehen.

Unter die Dichter dieses Theaters gehörten — wenigstens in der Schikanederischen

und Zitterbartischen Zeit — vorzüglich auch der Maschinist, der Decorateur und der Schneider, so wie unter die Acteurs eine Compagnie Füsiliers und ein Zug Cavallerie-Pferde gehörten; denn die Lobeserhebungen der dortigen Stücke fangen gewöhnlich mit der Litaney von schönen Decorationen, künstlichen Verwandlungen und prächtigen Kleidern an. Hat vollends Infanterie und Cavallerie viel bey einem Stück zu thun, so ist sein Glück gemacht; bey solchen Vorstellungen haben die Cassiers nicht Hände genug zum Geld nehmen, und ein Paar hundert Schaulustige müssen aus Mangel an Platz bey der Thüre wieder umkehren.

Dieß ist aber auch nöthig, wenn sich das Theater erhalten soll. Unter Zitterbart betrugen die fixen Besoldungen des sämmtlichen zum Hause gehörigen Personale wöchentlich 2000 Gulden, macht in einem Jahre bloß an Besoldungen 104000 Gulden. Hierzu rechne man noch die theuern Decorationen und Garderobe, die Maschi-

nerien, die Beleuchtung, die Wachen, die Statisten, deren man stets eine ungeheuere Menge braucht, die Bezahlung für die Dichter, Uebersetzer, Musik-Compositoren, die Unterhaltung des Gebäudes rc. Alles dieses nur als die Hälfte der Besoldungssumme angeschlagen, macht 54000 fl. Folglich hatte dieses Theater bloß für reine Ausgaben jährlich 158000 Gulden nöthig.

Eine neue Scene! Im Jahre 1804 kaufte der Baron Peter von Braun, Pächter und Vice-Director der beyden Hoftheater, dieses Theater von Zitterbart plötzlich an sich, und wie man sagt, um den hohen Preis von Einer Million. Mit Anfang der Fasten wurde schon auf seine Rechnung gespielt. Er behielt das ganze Personale, außer dem Director Schikaneder, welcher augenblicklich abtrat. Es wurde nach der Zitterbartischen Anlage fortgespielt, und hauptsächlich auf die französischen Operetten gehalten.

So ging es ein halbes Jahr: und nun... mirabile dictu!.... rief auch der Baron

von Braun den schnell verschwundenen Schikaneder wieder herbey, und stellte ihn mit Anfange des Septembers an die Spitze seines so neu und so theuer angekauften Theaters an der Wien.

Wahrhaftig! es ist, als ob im Buche des Schicksals geschrieben stünde, daß Schikaneder nicht ohne diesem Theater, und dieses Theater nicht ohne Schikaneder seyn könne!

XXVI.

Sonntags-Publicum.

Das Publicum!.... Nichts ist geschwinder gesagt, aber unter hunderten, die das Wort aussprechen, denkt sich fast jeder andere Bestandtheile von dem was Er das Publicum nennt; denn, der Prediger hat sein Publicum, der Autor hat sein Publicum, der Journalist und Zeitungsschreiber

haben das ihrige, der Künstler hat sein Publicum, der Kaufmann, der Gastwirth, der Kaffehsieder, der Feuerwerker, selbst der Käsekrämer hat das seinige, und jeder spricht: das Publicum will dieß, das Publicum will das, man muß das Publicum gut bedienen, das Publicum leidet dabey ꝛc. ꝛc.

Die Prater-Allee rechts hat ihr Publicum, und die Prater-Allee links hat ihr Publicum, der Schwarzenbergische Garten hat sein Publicum, der Augarten hat sein Publicum, die Bastey hat das ihrige.

Allein dieses Publicum ist nicht immer das nähmliche. Man gehe nur von der ersten Prater-Allee in die zweyte: welch ein Abstand! gerade als wenn man plötzlich aus der Hauptstadt in eine Provinzstadt gereiset wäre.... Man gehe in den Augarten frühe vor 9 Uhr, und gehe dahin Abends um 6 Uhr; ganz ein anderes Publicum.... Man spatziere über die Basteyen am Samstag, und wiederhohle dieses am Sonntag; es findet sich ganz eine andere Welt daselbst.

Vor allen aber haben die Schauspiel-

häuser ihr Publicum: die Hoftheater haben das ihrige, das Theater an der Wien hat das seinige, der Kasperl hat das seinige, auch das Theater in der Josephstadt hat das seinige.

Auch dieses Publicum ist nicht immer das nähmliche: ein anderes an Wochentagen, und ganz ein anderes an Sonntagen und Feyertagen.

Auffallend ist der Abstand, wenn man an diesen Tagen in die besseren Theater geht. — Da wird gewaltig geräuspert und geschneutzt, da werden noch häufige Thränen aus den Augen gewischt, wenn die Vorstellung rührend oder tragisch ist; da ertönt ein hellschallendes anhaltendes Gelächter, ein betäubendes Beyfallklatschen, wenn das Schaustück komisch ist.

An solchen Tagen gehen nähmlich die geringeren Bürgersleute, die kleineren Beamten und Hausofficiere, und mancherley Menschenclassen hinein, für die das Theater nicht bloßer Conversations-Platz oder Asyl gegen die Langeweile ist, wie für das reichere Pub-

licum, sondern wirklicher Genuß und hinreissende Täuschung, ohne viele Bekanntschaft mit dem ästethischen Werthe der Stücke.

Auch benützen die Herren Schauspielunternehmer diesen Umstand: sie geben an solchen Tagen gewöhnlich Sachen, wo recht viel zu schauen ist, oder gräßliche Ritterstücke, wundersame Zauberstücke, auch Lustspiele mit hoch-derben Späßchen durchspickt.

Diese Spielwerke, welche das Publicum der Wochentage mit Achselzucken und Naserümpfen aufnimmt, geben an Sonntagen ein köstliches Schaugericht für das Publicum des Tages. Der Dichter und der Schauspieler sind an den Tagen, wo es roth im Kalender steht, viel besser daran als an den übrigen; und selbst der feinere Kenner, der während des Stücks mit kaustischer Miene sagt: Heute ist wieder ein wahres Sonntags-Publicum da, selbst dieser beneidet oft den sonntäglichen Zuschauer um die lebendige Illusion, welche das matte Drama auf diesen macht, das sein Zwergfell oder seine

Thränendrüse in eine beynahe convulsivische Bewegung setzt.

Ein so mißliches Ding ist es um den hohen Beyfall des sogenannten Publicums. — Ein strenger Kritiker ärgerte sich einst gräulich über ein schlechtes Stück, das doch gewaltig applaudirt wurde. Aber Sie hören doch den Beyfall des Publicums, sagte man ihm. — Das Publicum! rief er; das Publicum! wie viele Maulaffen braucht es denn auch, um ein Publicum beysammen zu haben?...

XXVII.

Pensions-Institute.

„Siebzig bis achtzig Jahre, ist des Menschen höchstes Ziel," sagt König David der Mann nach dem Herzen Gottes. Aber noch ehe wir an dieses Ziel gelangen, und wenn wir es vollends um einige Jährchen

überschreiten, sind wir sehr häufig schon abgestumpfte Geschöpfe, Invaliden an Leib und Seele.

Dieses Schicksal trifft beynahe noch häufiger Leute, die mit dem Kopfe, als jene, die mit Händen und Füßen arbeiten.

Die öffentlichen Staatsbeamten und die Hausbeamten des Hofes haben, wie billig nach langen Dienstjahren und bey einem siechen Körper, die Anwartschaft auf eine normalmäßige Pension.

Unter der großen Maria Theresia, die es an Wohlthätigkeit nie fehlen ließ, wo es ihr möglich war, durften verdiente Leute sicher auf Pensionen rechnen, nur das Mehr oder Weniger hing oft von Protectionen ab, und wurde somit — freylich ohne Schuld der Monarchinn — nicht immer ganz nach Verdiensten ausgespendet. Um diesem Gebrechen abzuhelfen, errichtete Kaiser Joseph II. ein festes Pensions-Normale, sowohl für die Beamten selbst, als für die Witwen derselben; und dieses wird im Ganzen auch jetzt noch befolgt.

Eben so ist die Einrichtung in großen adelichen Häusern, wie auch in den Häusern der größern Bankiers, Agenten, und anderer wohlhabender Privatleute, wo alte abgelebte Domestiken für treu geleistete lange Dienste lebenslänglich versorgt werden.

Indessen gibt es noch mancherley Classen von Leuten, welche auf die oben erwähnten Anstalten keinen Anspruch zu machen haben, und die also in freywillige Verbindungen zusammen getreten sind, um durch privat Pensions-Institute (jedoch unter Autorisirung des Staats) für sich und die Ihrigen zu sorgen.

Die vorzüglichsten dieser Institute in Wien sind folgende:

Pensions-Anstalt der Mitglieder der juridischen Facultät; es steht jedem frey, in das Institut einzutreten oder nicht. Wer beytreten will, erlegt nach erhaltener Doctor-Würde 200 fl. mit Einmahl, und bezahlt dann einen alljährlichen Beytrag von 20 fl.

Pensions-Anstalt für die Witwen der

hiesigen Aerzte: Einlage 450 fl. jährlicher Beytrag 20 fl.

Witwen-Societät der bürgerlichen Chirurgen: Einlage 225 fl. jährlicher Beytrag 10 fl.

Pensions-Anstalt der Tonkünstler-Gesellschaft: Einlage 150 fl. jährlicher Beytrag 12 fl. Diese Gesellschaft gibt alljährlich in der Woche vor Weihnachten im Hoftheater zwey große Akademien, wovon der Ertrag in den Pensions-Fond ihrer Witwen fließt.

Pensions-Anstalt der bildenden Künstler, als da sind: Mahler, Bildhauer, Kupferstecher rc. sowohl für sich selbst, in den Jahren, wo die Sinne für die Kunst schon stumpf geworden sind, als für ihre Witwen und Waisen. Einlage dabey von 100 bis 400 fl. jährlicher Betrag von 8 bis 32 fl. Sie haben von dem jetzt regierenden Kaiser eine gewisse Zahl von Redouten erhalten, die alljährlich am Sonntag vor dem Katharinentag gegeben wird, und wo-

von der Ertrag zu ihrem Fond geschlagen wird.

Pensions-Institut der bürgerlichen Kaufleute: Einlage 400 fl. jährlicher Beytrag 20 fl.

Pensions-Institut der Hausofficiere: Einlage 100 fl. jährlicher Beytrag 20 fl.

Hülfs-Confraternitäts-Casse für die Handlungsdiener: Einlage bis zum vierzigsten Jahre 5 fl. jährlicher Beytrag 2 fl. vom ein und vierzigsten Jahre, Einlage 10 fl. jährlicher Beytrag 5 fl. Pension monathlich 10 fl. gegen Entrichtung von 50 fl. erhalten auch die Witwen und Waisen die nähmliche Pension.

Pensions-Institut für die Wittwen der Lehrer der Trivial-Schulen in den Vorstädten: Einlage 10 fl. jährlicher Beytrag 6 fl.

Witwen- und Waisengesellschaft für herrschaftliche Wirthschaftsbeamte: Einlage 200 fl. jährlicher Beytrag 16 fl.

Pensions-Institut für Witwen und Waisen der Trompeter und Pauker: Einlage 12 bis 18 fl., jährlicher Beytrag 2 fl.

Die Verbrüderung zur Wohlthätigkeit, ein Institut der Livree-Bedienten: Einlage monathlich 10 kr.; ein dienstloser Bedienter erhält monathlich 4 fl. die Witwe 3 fl.

Die Capitalien dieser Institute sind entweder in öffentlichen Staatsfonds, oder auf andere sichere Art auf Zinsen angelegt. — Bey einigen werden die Pensionen stets in gleicher Summe vertheilt; bey anderen wird die jährliche Dividende, nach der größeren oder kleineren Anzahl der pensionirten Mitglieder oder Witwen, größer oder kleiner gemacht.

Diese Institute machen wahrlich unserer Zeit und unserer Stadt Ehre. Es ist sehr zu wünschen, daß bey der stets wachsenden Theuerung aller zu unserem Leben nöthiger Bedürfnisse, noch mehr solche Tempel der Wohlthätigkeit zum Asyl für das verdienstlose Alter, für dürftige Witwen und Waisen eröffnet werden mögen!

XXVIII.

Die Nothhelferinn Euterpe.

Unter den holden neun Schwestern am Pindus ist bekanntlich Euterpe die Schutzgöttinn der Musik.

Diese schöne Kunst hat in Wien unzählige Tempel und Altäre, und das mit Recht. Eine Lobrede auf sie halten, wäre überflüssig, da ihr milder Einfluß seit den uralten Zeiten des Orpheus und Amphion, sich durch alle Jahrhunderte und bey allen Völkern auf eine wohlthätige Weise bewährt hat. Auch fanden sich hier schon seit langer Zeit Priester vom ersten Range für den Dienst Euterpens, und machten Tausende von eifrigen Proselyten für die herzenlenkende Göttinn.

Um nur einen Blick auf die neuesten Zeiten zu werfen: wer denkt nicht noch mit Enthusiasmus an die Zauberer Gluck und Mozart? haben wir nicht noch Haydn, Salieri, Weigl, Beethoven rc. rc. ohne der Tonsetzer vom zweyten Range zu erwähnen,

deren Anzahl größer ist, als an irgend einem anderen Platze.

Dieses respectable Chor von großen Meistern hat denn natürlich einen so großen Haufen von Dilettanten gebildet, und eine so allgemeine Anhänglichkeit an das Vergnügen der Musik bewirket, daß nach Zeiten und Umständen Euterpe eine wahre Nothhelferinn wird.

Um das Publicum für irgend einen wohlthätigen Zweck zu interessiren, darf man nur eine musikalische Akademie geben, und es fällt sicher eine reichliche Einnahme aus.

Der dauerhafteste Beweis davon ist die alljährliche Akademie zum Besten der Witwen von Musikern. Sie wird in der Weihnachtswoche zweymahl im Burgtheater von einem aus mehr als zweyhundert Köpfen starken Orchester gegeben, und bringt stets eine ansehnliche Einnahme.

Eine ähnliche Akademie wird in der Charwoche für die Theater-Armen gegeben; dieß sind abgelebte Arbeits- und Hand-

werksleute, Billeteinnehmer, Instrumententräger, Ansager rc. rc. denen man zu ihrer kleinen Pension noch diese jährliche Gratification verschafft.

Seit der Wiedererrichtung des Bürgerspitals wird auch zum Besten der dort aufgenommenen Armen alljährlich eine fruchtbringende Akademie gegeben.

Man hat schon musikalische Akademien für Abgebrannte, für Wasserbeschädigte, für Soldatenwitwen, für das Institut von kranken Kindern, rc. rc. gegeben, und sie haben immer ihrem menschenfreundlichen Zwecke entsprochen.

Somit verdient Euterpe mit Fug und Recht den verehrlichen Nahmen einer Nothhelferinn.

XXIX.

Was ist die Stadt Wien werth?

Eine curiose Frage und eine schwere Aufgabe!.... Um nicht mißverstanden zu werden, muß ich also erklären, daß diese Frage hier in dem Sinne zu nehmen sey, wie wenn man sich zum Beyspiel vor ein schönes großes Haus hinstellt, und fragt: was ist dieses Haus werth? Um den Werth eines Hauses zu bestimmen, nimmt man das jährliche Erträgniß davon zum Maßstabe an; und wollte man es allenfalls bey einer Brand-Assecuranz-Anstalt taxieren, so müßte man auch den Werth der darin befindlichen Möbeln in Anschlag bringen, um einen gehörigen Schätzungspreis anzugeben.

Wohlan! wir wollen nach eben diesen Grundregeln sehen, was die Stadt Wien werth ist.

Im Jahre 1789 gab das Erträgniß der Hausmiethe in der Stadt und in den Vorstädten die Summe von 2897275 Wiener Gulden, die an Capital-Werth — zu

5 vom 100 angeschlagen — 6194550 6 Gulden ausmachen.

Im Jahre 1801 gab eben diese Hausmiethe 4342812 Gulden.

Im Jahre 1804 kann man sie (nach den gewaltsamen Mietherhöhungen) auf die runde Summe von ungefähr 5500000 Gulden anschlagen.

Hierbey ist zu bemerken, daß alle Hof- und Staatsgebäude, die Gebäude für alle öffentlichen Anstalten, die Kasernen, Klöster ꝛc. nicht zu den fruchtbringenden Häusern gerechnet sind, und doch in der Stadt selbst ungefähr den fünften Theil derselben ausmachen. — Eine ansehnliche Zahl solcher Gebäude befindet sich auch in den Vorstädten.

Alle diese Gebäude nach dem für jetzt sehr mäßigen Miethpreis von Einer Million angeschlagen, gäbe also die Total-Summe von 6500000 Gulden.

Folglich gibt diese Summe an Capital-Werth zu 5 von 100, ungefähr 130 Milionen Gulden.

Dieß wären jedoch bloß die nackten Gebäude ohne alle innere Einrichtung. Wer die Ueberfüllung von Menschen in den Wienerschen Häusern, und den seit kurzem eingerissenen Luxus in Ameublement kennt, der wird es sicherlich nicht zu hoch finden, wenn ich den Werth der Tapeten, Spiegel, Parketten, Kästen, Sophas, Betten, Sessel, Tische, Luster rc. rc. rc. auf die Hälfte des nackten Häuserwerths setze: gäbe also zu den 130 Millionen noch 70 Millionen.

Folglich in Summa Summarum zweyhundert Millionen.

Allerdings eine ansehnliche Summe! und doch, wer würde es auf sich nehmen wollen, für dieses Geld ein zweytes Wien herzustellen?

XXX.

Vorschlag zu einer großen Bequemlichkeit.

Man weiß, daß in Wien jährlich eine überwiegend große Menge von Menschen an der Lungensucht sterben; und eben so allgemein bekannt ist es, daß eine Menge von Lungenkrankheiten durch das unablässige Auf- und Absteigen der vielen Treppen in den hiesigen hohen Häusern verursacht wird.

Gesetzt nun auch, daß man nicht eben lungensüchtig werde, so ist es doch eine äußerst unangenehme Sache, und ein Umstand der viel Zeit und Mühe verlieren macht, wenn man beynahe täglich so oft Treppen auf Treppen ab rennen muß, und nicht selten vergebens.

Man nehme den nächsten besten Fall, welcher jedem hier Wohnenden gewiß die Woche ein Paar Mahl begegnet. Ich wohne z. B. im dritten Stocke, und will heute so um fünf Uhr Abends zu H. A. gehen, um ein Geschäft zu betreiben. H. A. wohnt

auch im dritten Stocke, er ist zwar zu Hause, allein es ist der Agent Z. bey ihm, er kann mich heute nicht anhören, ich trete also wieder ab. Da ich schon Ein Mahl außer Hause bin, so will ich meinen guten Freund B. besuchen; er wohnt im vierten Stocke, ich erklettere den häuslichen Thurm: niemand zu Hause, es geht also wieder vier Treppen abwärts. Wohl! es ist bald sechs Uhr, ich gehe zu Herrn C. er wohnt nur im dritten Stocke, man freut sich, mich zu sehen, bedauert aber, daß man um halb sieben Uhr bey H. Y. seyn muß, wo man schon seit 14 Tagen engagirt ist. Ich verdaue auch diese sechs Treppen, und wandere zu der Familie D. Sie haußen zwar auch im vierten Stocke, aber die trifft man fast täglich zu Hause; ich arbeite mich schon etwas keuchend abermahl 60 Stufen empor; alle Hagel! an der Thüre kommen mir Herr und Frau D. entgegen, mit Theater-Billetten in Händen; sie wollen doch auch das neue Ballet sehen, von dem so viel Lärmens ist; ich soll, ich müsse mit ih-

nen, sie haben gesperrte Sitze im dritten Stocke, und da setzen wir uns zusammen, und plaudern recht herzlich; ich mache gute Miene zu bösem Spiel, trabe hinter ihnen drein die 60 Stufen wieder abwärts, und ins Theater, abermahl drey Treppen aufwärts. Nach dem Schauspiele nöthigen sie mich freundschaftlich, ein kleines Abendbrot mit ihnen einzunehmen, thut abermahl vier Treppen auf, vier Treppen ab, worauf ich dann zum Beschluß noch in meinen dritten Stock hinauf steige, und mich herzlich ermüdet zu Bette lege, nachdem ich seit fünf Uhr Abends sieben und funfzig Treppen, folglich nicht weniger als ungefähr 900 Stufen gestiegen bin.

Dieß waren nun, bis auf einen, lauter willkürliche Gänge. Nun nehme man einen Menschen an, der mancherley Geschäfte, Anfragen, Besuche, Aufwartungen ꝛc. von Amts- und Standeswegen zu machen hat: dieser kann des Tages ganz leicht siebzig bis achtzig Treppen auf und ab, und zwey bis drey Mahl die Hälfte,

oder auch wohl zwey Dritttheile derselben vergebens steigen, und Tags darauf die Runde von vorne anfangen.

Dieß ist unstreitig eine höchst beschwerliche Unbequemlichkeit, und gegen dieselbe wage ich einen Vorschlag:

Könnte man nicht, wenigstens bey den Wohnungen im zweyten, dritten und vierten Stocke, ein kleines Glöckchen neben den Fenstern der Dienstbothenzimmer anbringen? Statt auf gerathewohl die vielen Treppen zu steigen, zieht man das Glöckchen, die Dienstmagd öffnet ihr Fenster, und antwortet auf meine Frage.

So habe ich in einigen Provinzen des deutschen Reichs und der Schweiz allenthalben diese Glöckchen gefunden, wo sie doch weit eher entbehrlich wären, als in den Wienerischen Häusern.

Wenn man glaubt, daß die Gassenbuben mit diesen Glöckchen Muthwillen treiben würden, so bedenke man, daß die Fenster der Dienstbothenzimmer fast durchgehends in dem innern Hofe der Häuser sind,

wo die Gassenbuben gewöhnlich nicht vorbeygehen, und also den Ziehdraht nicht vor Augen haben. — Um alle Verwechselung der Quartiere desto gewisser zu vermeiden, könnte man am Ende des Ziehdrahtes auf einem kleinen Plättchen den Nahmen des Quartier-Inhabers schreiben.

XXXI.

Kaufmannsdiener. — Frauenschneider, Frauenschuster.

Wien hat gegen tausend Kaufmannsdiener: und könnte deren wenigstens die Hälfte entbehren.

Daß bey Eisenhändlern, Tuchhändlern, Gewürzhändlern, Spezereyhändlern ꝛc. Kaufmannsdiener seyen, ist natürlich, weil in diesen Niederlagen große Lasten zu heben sind, auch sonst schwere Arbeit zu thun ist.

Daß aber in Seidengewölben, in Galanteriegewölben, in Leinwand- und Cur-

rentgewölben ꝛc. drey bis vier handfeste Kerls stehen, die ein halb Loth Seide abwägen, eine viertel Elle Band messen, ein Paar Ohrringelchen anprobiren, ein mußelinenes Halstuch aufspreiten; dieß ist doch allerdings unnöthig, ja sogar widersinnig. Diese stämmigen Bursche könnten doch wahrlich weit füglicher Leder gärben, Brod backen, Stiefel nähen, oder Hufeisen schmieden.

In den Niederlanden, in Frankreich, in England ꝛc. findet man in den Kaufläden, wo bloß eigentlich weibliche Artikel verhandelt werden, auch bloß Weiber und Mädchen, denen dieses Gewerbe unstreitig natürlicher läßt, als den massiveren männlichen Ladendienern. Ob die hiesigen Handelsherren bey der gegenwärtigen Einrichtung gewinnen, weiß ich eben nicht: wenn man so häufig sieht, daß die niedlichsten Stubenmädchen, die muthwilligsten Extramädchen, die aufblühenden Lehrmädchen der Modehändlerinnen gerade um die Stunde in die Seiden- und Gallanteriegewölbe gehen, wenn der Herr beym Essen oder sonst abwesend ist,

und die Kaufmannsdiener allein dort sind, so müßte es kaum mit natürlichen Dingen zugehen, wenn nicht manche Elle Band, Spitzen, Flor oder Taffet bey Seite fiele. . . . . . Ob die Moralität und Decenz dabey gewinne? je nu! geht im Sommer, wenn die Thüren dieser Gewölbe offen sind, vorbey, seht hinein, und hohlt euch selbst die Antwort. —

Warum trifft man auch nicht Anstalten, daß die Frauenkleider, und die feinen Weiberschuhe durch weibliche Hände verfertiget werden, statt eigene Frauenschneider und Frauenschuster zu haben? — Unstreitig ist das weibliche Auge besser geübt, um die Farben und Formen zu wählen, welche zu diesem oder jenem Teint oder Wuchs natürlicher passen, auch die weibliche Hand gewandter, um das feine Nähwerk, den Faltenwurf und den anschmiegenden Schnitt zu haschen und zu wenden, als der plumpere Knochenbau eines Spießbürgers von Schneidermeister.

Da die stets steigende Theuerung, die

stets anwachsenden Bedürfnisse einer Haus-
haltung, die Heirathen in eben diesem Ver-
hältniß stets erschweren und seltner machen
müssen; da man mit Recht klagt, daß eine
zahlreiche Classe vom weiblichen Geschlechte
keinen anständigen und zweckmäßigen Er-
werb finden könne: so würde durch solche
Anstalten diesem Gebrechen größten Theils ab-
geholfen werden. Eine Menge Töchter aus
dem meist unbemittelten Stande der Beam-
ten und kleineren Bürger, welche keine Män-
ner bekommen, und mit Recht nicht Lust ha-
ben, Stubenmägde und Küchenmägde zu
werden, würden in einem Kaufgewölbe,
oder im Arbeitszimmer einer Unternehmerinn
von Frauenkleidern eine anständige und hin-
reichende Beschäftigung und Nahrung finden.

Kinderschuhe werden schon häufig von
unbemittelten Weibsleuten verfertiget: war-
um nicht auch die Schuhe der reichen Wei-
ber? sie sind doch alle von so leichtem feinen
Stoff, daß selbst eine weiche Weiberhand
zu deren Verfertigung hinreicht. Und da das
Weibsvolk aus der wohlhabenden Classe von

achtzehn bis auf sechzig Paar Schuhe auf den Kopf jedes Jahr verbraucht, so möchten sie ein ansehnliches Quantum Hände beschäftigen.

Mir fällt bey Erwägung dieser Umstände immer die Erzählung von dem ehrlichen Landjunker ein, der sich mit seiner jungen Frau nach der Hauptstadt zog. Morgens kam der Friseur, ein junger kecker Bursch, wie sie alle sind von diesem Handwerk, diesem wirft sich die junge Frau, so eben aus dem Bette kommend, im nachlässigsten Nachtkleid unter die Hände, um die Haare in Ordnung zu bringen. Hierauf folgt der Schuster; er setzt sich auf ein Knie vor die auf dem Sopha gelehnte gnädige Frau, ergreift den Fuß, hebt ihn bis zu seinem Knie empor, drückt und befühlt ihn nach Gutdünken, um das Maß zu nehmen. Endlich trat der Schneider ein, und da ward es noch ärger. Meister Querbein entfernt alle Kleider bis auf Hemd und Nachtröckchen; er mißt von allen Seiten und nach allen Richtungen; er befühlt kunstmäßig Schultern und Hüften, und ist besonders aufmerksam das Maß um

den wallenden Busen recht genau zu nehmen. — Mit verbissenem Aerger sieht der Junker dieser Komödie zu, und Tags darauf führt er sein Weib wieder auf das Land zurück.

XXXII.

Rettungsanstalt für Scheintodte.

Die großen Verbesserungen unserer Zeiten in der Arzeney- und Wundarzeneykunde, die genaueren Beobachtungen und Erfahrungen über unsere animalische Maschine, haben gelehrt, daß viele Menschen, welche man für erstickt, erhenkt, ersäuft, erfroren, vom Blitz erschlagen rc. und schon völlig leblos hielt, oft nur dem Anschein nach todt sind, und durch zweckmäßige Mittel wieder aus der todesähnlichen Betäubung zum vollkommenen Leben zurück gebracht werden können.

Um solche Verunglückte häufiger und

sicherer beym Leben zu erhalten, ist im Jahre 1803 eine eigene und förmliche Rettungsanstalt für Verunglückte und Todtscheinende, für die Residenzstadt Wien und den Bezirk inner den Linien, vom Staate errichtet worden.

Um diese Anstalt zur gedeihlichen Vollkommenheit zu bringen, sind folgende zweckmäßige Einrichtungen getroffen worden.

Die Professoren der Medicin und Chirurgie müssen von nun an über diesen Gegenstand jährlich einige Vorlesungen halten, und bey den Prüfungen keinen Arzt oder Wundarzt approbiren, welcher nicht hierin eine vollkommene Kenntniß hat. — Die Wundärzte haben den besonderen Auftrag, ihre Gesellen und Lehrlinge in dem Rettungsgeschäfte zu unterrichten und zu üben. — In jeder chirurgischen Officin wird eine Rettungstafel angehäftet, worin kurze Anweisungen über diesen Gegenstand enthalten sind. — Da die Ertrunkenen oft durch Schiffer und Fischer gerettet werden können, so müssen diese sich in dem Rettungsgeschäft der Ertrun-

kenen besonders unterrichten lassen, und jeder solcher muß vor Erlangung des Meisterrechts sich ausweisen, ob er die gehörigen Kenntnisse in demselben habe.

Da die schnelle Herbeyschaffung der Rettungswerkzeuge und jener Arzeneyen, welche bey solchen Unglücksfällen die Wiederbelebung bewirken, das Wichtigste ist, so werden zu diesem Behufe eigene Nothkästen vorhanden seyn, die von jedermann allenthalben leicht hingetragen werden können, und worin alle Rettungswerkzeuge und Arzeneyen nebst einem ausführlichen Unterricht vom Gebrauche derselben enthalten sind. Solcher Nothkästen sind in der Stadt acht, in jeder Vorstadt zwey, längs der Donau links und rechts zehn. — Da die Verunglückten sobald als möglich in ein Zimmer gebracht werden müssen, so sind an mehreren Orten, und besonders längs der Donau eigene bequeme Tragkörbe zu diesem Ende angeschafft worden. — Die Orte, wohin die Verunglückten gebracht werden sollen, sind vorzüglich die Officinen der Wundärzte, die

Badehäuser, die Wirthshäuser, und endlich die Wohnungen der Hausmeister.

Nebst dem daß man mit gegründetem Vertrauen auf den menschenfreundlichen Beystand des Wienerschen Publicums rechnen darf, werden besonders alle Aerzte, Wundärzte, und Polizeybeamte aus Pflicht angehalten, sich bey solchen Vorfällen schnell und eifrig zu verwenden. — Den Privatleuten, in deren Häusern im Nothfall die Operationen der Wiederbelebung vorgenommen werden müssen, wie auch den dabey verwendeten Aerzten, Wundärzten und thätigsten Gehülfen wird eine angemessene Entschädigung zugesichert.

Für die wirkliche Wiederbelebung eines Todtscheinenden aber wird dem Retter von der Regierung eine Belohnung von 25 fl. abgereicht, sein Nahme und seine That wird mit Ehren durch die Zeitung bekannt gemacht, und er mit einem eigenen Belobungsdecrete von der Landesstelle ausgezeichnet.

Zur Gründung dieses Instituts hat der jetzt regierende Kaiser eine bestimmte Sum-

me aus dem Cameral-Aerario bewilliget; auch hat ein unbekannt seyn wollender mährischer Cavalier sogleich 2000 fl. dazu hergeschossen. Um es zu noch größerer Vollkommenheit zu bringen, ist das menschenfreundliche Publicum aufgefordert, es mit freywilligen Beyträgen zu unterstützen.

Hier ist es Pflicht, zweyer Männer Erwähnung zu thun, die ein schönes Beyspiel zur Aufrechthaltung dieser wohlthätigen Anstalt geben: Hr. Vietz, außerordentlicher Professor der medicinischen Polizey, liest freywillig öffentliche Collegien über die Rettung von Scheintodten; und ein bürgerlicher Vergolder Nahmens Lechner gibt, so lange er lebt, jedem Retter eines Scheintodten aus seinem Beutel einen Species-Ducaten, mit welcher Belohnung er schon wirklich den Anfang gemacht hat.

XXXIII.

Lebensbedürfnisse.

Das ehedem wohlfeile Wien ist seit kurzem ein sonderbares Land geworden! Man braucht jetzt hier einen Thaler, um mäßig zu Mittag zu essen; man braucht zwey Gulden, auf ein Paar Stunden frische Luft zu schöpfen; man braucht jährlich 4000 fl. um das Entbehrliche im Nothwendigen zu haben, und 8000 fl. um nur das Nothwendige im Entbehrlichen zu haben.

Ehemahls machte Wien eine Ausnahme von der bekannten Regel: je mehr Geld an einem Platz, desto theurer zu leben. Es war ungleich mehr Geld in Wien als z. B. in Berlin, und doch war es hier viel wohlfeiler als in der preußischen Hauptstadt. — Gegenwärtig hat sich dieser Umstand geändert: nach London und Petersburg ist allem Anschein nach jetzt in Wien die größte Theuerung.

Es ist ohne Zweifel etwas Wahres daran, daß mit der Vermehrung des Geldes in einem Lande auch die Preise der Lebens-

bedürfnisse steigen. Die sichtbarste Vermehrung des Geldes in Europa schreibt sich unstreitig seit der Entdeckung von Amerika her. Ein Gelehrter hat folgende Bilanz zwischen der zu verschiedenen Zeiten in Deutschland existirenden Geldmasse und dem jährlichen Lebensbedarf einer Familie von fünf Personen (auf dem Lande oder in kleinen Städten) gemacht.

Geldmasse in Deutschland.		Jährlicher Familienbedarf.	
Im Jahre	Thaler.	I. Jah.	Thal.
1500 —	7 Mill.	1500 —	5
1550 —	45 —	1550 —	33
1600 —	99 —	1600 —	63
1650 —	135 —	1650 —	82
1700 —	283 —	1700 —	223
1750 —	428 —	1750 —	350

Vom Jahre 1750 bis 1804 ist noch ein großer Schritt; auch hat seit dem die zirculirende Geldmasse und die Theuerung in

Deutschland in hohem Grade zugenommen, wie wir alle wissen.

Die Sache wird am anschaulichsten durch eine Vergleichung der unausweichlichsten Lebensbedürfnisse für einen Mann, der einzeln, ohne Glanz, ohne öffentliches Amt, ganz in der Stille für sich selbst leben, und nur mit Leuten vom Mittelstande umgehen will.

Das Verhältniß ist folgendes.

	1786.		1804.
Wohnung = =	60 fl.	—	128 fl.
Holz und Licht =	24 —	—	40 —
Winterkleider =	40 —	—	60 —
Sommerkleider =	30 —	—	40 —
Visitenkleid = =	60 —	—	80 —
Kleine Kleidung	30 —	—	45 —
Waschlohn = =	10 —	—	30 —
Tisch = = =	180 —	—	500 —
Bedienung Frisseur ꝛc. = =	30 —	—	44 —
	464 fl.		923 fl.

Will der Mann quaestionis doch von

Zeit zu Zeit, wie natürlich, die Spectakel besuchen, sich ein Buch anschaffen, irgend eine öffentliche oder privat Ergötzlichkeit mitmachen, so kömmt er unter 1200 fl. jährlich nicht mehr zurechte.

XXXIV.

Ausstattungs-Lotterie für Dienstmägde.

„Ein Mädchen wünscht sich ja stets einen Mann," sagt irgend einer unserer Dichter, und er scheint Recht zu haben. Allein die Lust zu heirathen nimmt bey den Männern in eben dem Maße ab, wie die allgemeine Theuerung, und mit ihr die Schwierigkeit eine Familie zu erhalten, stets im Steigen ist. Selbst die Töchter aus den oberen Ständen fühlen dieses: wie sollen nun gar arme Dienstmägde zu Männern kommen? Dieser letzteren Classe hat sich ein Graf

Stellay erbarmt, und nach seinen Kräften beygetragen, die Ehen zu befördern. Vor ungefähr einem halben Jahrhunderte legte dieser biedere Mann einen Fond nieder, welcher jährlich 900 fl. Zinsen abwirft. Jeder Pfarrer in der Stadt Wien und in den Vorstädten darf jährlich drey Dienstmägde vorschlagen, welche sich durch einen unbescholtenen Wandel, und besonders durch längeren Dienst in Einem und demselben Hause auszeichnen. Die Nahmen aller dieser Ehestands-Candidatinnen werden in einen Topf geworfen, und alljährig im Sommer wird auf dem Landhause im Beyseyn einiger Commissarien von der Regierung eine öffentliche Ziehung gehalten. Diejenigen drey Dienstmädchen, deren Nahmen aus dem Glückstopf kommen, erhalten jede 300 fl. Ausstattung, wenn sie, vom Tag der Ziehung an, binnen drey Jahren einen ihnen anständigen Freyer finden. Findet eine oder die andere während drey Jahren keinen Freyer, so hat sie weiter keinen Anspruch auf die gezogene Ausstattungssumme; doch kann sie auch ein

zweytes und drittes Mahl wieder in den Topf kommen. Die zurückgefallenen 300 fl. werden dann zu einem neuen Loos gemacht, und bey der nächsten Ziehung statt drey, dann vier auch wohl fünf Candidatinnen ausgestattet.

Bey der ersten Stiftung dieser Ausstattungs-Lotterie war die Summe von 300 fl. für arme Dienstmägde unstreitig eine beträchtliche Mitgabe; obschon sie heut zu Tage nicht mehr von so großem Belang ist, so gibt sie doch einen hübschen Beytrag, und der großmüthige Stifter verdient den dankbaren Segen für seine wohlthätige Absicht.

XXXV.

Verschönerungen.

Es ist schwer, in Wien Verschönerungen vorzunehmen, weil die erste Grundlage dazu seyn müßte, die Stadt hier und da zu lüften, hübschere und geräumigere Plätze

herzustellen, die krummen und engen Gassen gerade und breiter zu machen: lauter Dinge, die das Niederreissen vieler Häuser forderten. Allein wie kann man in Wien an Niederreißen denken, da die Stadt ohnehin für alle die darin wohnen wollen, um vieles zu klein und zu enge ist; da man stets nur darauf denkt, die Häuser zu erhöhen, zu vergrößern und zu vervielfältigen, wie dieses seit einigen Jahren wenigstens auf den Basteyen geschieht, weil in der Stadt selbst kein entbehrliches leeres Fleckchen mehr übrig ist.

Indessen hat man denn doch einige Verschönerungen angebracht.

Man hat endlich im Jahre 1804 die letzten wenigen Häuser weggerissen, welche das Viereck des Stephansplatzes noch verunstalteten, nachdem schon im Jahre 1792 die lange Reihe von schmutzigen Buden vor der Kirche abgerissen worden ist. Nun steht denn endlich die Metropolitankirche auf einem ihrer würdigen Platz, und präsentirt sich in ihrer ganzen respectablen Größe un=

gehindert dem Auge des Bewunderers. — Man behauptet, es sey schon ehedem unter der Kaiserinn Maria Theresia ein Plan gemacht worden, diesen Platz so herzustellen, wie er jetzt ist, nebstdem aber um das ganze Viereck einen bedeckten Gang mit Arcaden zu führen, und auf beyden Seiten der Kirche einen öffentlichen Brunnen zu errichten. Man sagt sogar, der Plan zu dieser Verzierung sey neuerdings zur Sprache gekommen. Die Ausführung würde freylich etwas theuer, aber auch eine neue Zierde der Stadt seyn.

Auch auf dem hohen Markt hat man das am obern Ende desselben stehende Haus abgerissen, das die Passage dort herum verengte, und den Platz verunstaltete, welcher jetzt durch die Ausführung so mancher großer und regelmäßiger Gebäude einer der ansehnlichsten von Wien wird.

Der große Brunnen auf dem neuen Markt hat eine sehenswürdige Verzierung erhalten. Er hatte bis zum Jahr 1802 nur in der Mitte des Wasserbeckens die schöne Statue von Donner mit einigen Tritonen

und Fischen, die Wasser ausspritzen. Nun hat man die vier übrigen für diesen Brunnen bestimmten Statuen ebenfalls darauf gesetzt, welche — ich weiß nicht warum — seit so vielen Jahren unbenutzt im bürgerlichen Zeughause gelegen waren. Sie sind ebenfalls von Donner, aus Bleycomposition, zwey männliche und zwey weibliche, etwas über Lebensgröße, und stellen die vier vornehmsten Flüsse des Herzogthums Oesterreich vor: die Donau, die Enns, die Traun und die Leytha. Sie sind sehr schön gearbeitet, und in abwechselnden mahlerischen Stellungen am marmornen Rande des Beckens angebracht, in welches sie Wasser aus Urnen und Muscheln gießen. Der alte Ister (Donau) trägt ein Ruder auf der Schulter, und scheint zu schlummern. Der andere Flußgott lehnt sich, ganz nackt vorwärts stehend, über das Wasserbecken, und stößt mit seinem Dreyzack nach einem bey ihm vorbeyschwimmenden Fisch.

Auch auf dem Franziskaner-Platz hat ein reicher Privatmann einen Brunnen her-

stellen, und auf denselben die Statue des Moses setzen lassen; diese ist schön gearbeitet, hat aber eine mit dem schmahlen Durchmesser des Wasserbeckens unverhältnißmäßige Größe.

Eine sehr willkommene und beliebte Verschönerung ist mit dem sogenannten Paradeplatze vorgenommen worden. Dieser Platz ist die größte Bastion von Wien, liegt gerade hinter der kaiserlichen Burg, und hat seinen Nahmen daher, weil einst eine Zeitlang die Wachtparade dort aufzog. Im J. 1797 ließ der Hof diesen ganzen Platz mit Rustenbäumen in regelmäßigen sich durchschneidenden Reihen bepflanzen, zwischen denselben allenthalben kleine Bänke zum Ausruhen anbringen, in der Mitte einen niedlichen offenen Pavillon bauen, und im Hintergrunde die Bude eines Kaffehwirthes setzen. Da die Wiener, wie die Bewohner aller großen Städte, ein vorlautes, nichts erwarten könnendes Völklein sind, so nannten sie Anfangs diesen Platz, zu ihrem herzlichen Spaß, den Spargelplatz, weil die jungen

Baum=Sprößlinge nicht plötzlich wie fünfzigjährige Linden da standen. Jetzt aber besuchen sie diesen ci-devant Spargelplatz recht gerne, weil die dortigen Bäume schon zu allen Zeiten des Tages Schatten geben.

In der schönen Jahrszeit ist dieser Platz den ganzen Tag über die allgemeine Kinderstube, der Tummelplatz der ganzen neugebornen Welt von Wien, nicht anders, als ob sich alle Ammen und Kinderwärterinnen das Wort gegeben hätten, daselbst zusammen zu kommen. Auch ist er zu diesem Endzweck recht wie gemacht: er hat einen hübschen Rasen, ist frey vom Staub, von Pferden und Wagen, und somit können die kleinen zweygebeinten federlosen Thiere da herum zappeln und gaukeln recht nach Herzenslust, und sind auch gewöhnlich so ganz in ihrem Taumel und Jubel, daß man sein eigenes Wort kaum hört.

Abends werden ein paar hundert Stühle in Reihen gesetzt, die Bude des Kaffehwirthes öffnet sich; man wird auf Verlangen mit allen Gattungen der gewöhnlichen

Sommererfrischungen bedient, als da sind mancherley Arten von Gefrornen, Limonade, Mandelmilch ꝛc. Auch ist an heiteren Abenden von 7 bis 10 Uhr gewöhnlich Musik von Blasinstrumenten.

Schon Kaiser Joseph II. hat den Versuch gemacht, einen Theil der Basteyen mit einer Allee von Lindenbäumen zu besetzen; allein sie gedeihten nicht, und nur Eine einzige Linde ist noch aus jener Epoche stehen geblieben. Seit wenigen Jahren hat man die Bastey vom Körner-Thor bis zum Stuben-Thor, und dann weiterhin bis zur Mauth, ferner vom Neu-Thor bis über das Schotten-Thor hinauf mit Nußbäumen bepflanzt. Bis jetzt scheint diese Gattung hier gut zu gedeihen, und wenn sie eben so allgemein fortkömmt, wie die Kastanien- und Akazienbäume auf dem Glacis, oder wie die viel jüngere Pflanzung der Rustenbäume auf dem Parade-Platze, so werden nach einem Dutzend Jahren diese beschattenden Baum-Alleen auf den Basteyen

eine neue erquickende Verschönerung von Wien seyn.

Noch hat man seit einigen Jahren darauf Bedacht genommen, neue Gassen anzubringen, wo ehedem nur Durchgänge für Fußgänger, oder auch diese nicht einmahl vorhanden waren. So entstand die Plankengasse, die Kellerhof-Gasse, die Gasse durch den Dorotheer-Hof ꝛc. Diese neuen Gassen erleichtern die Gemeinschaft von einer Gegend der Stadt zur andern, kürzen die Wege ab, befördern den heilsamen Zug der Luft, und dienen in gleichem Maße zur Verschönerung und zur Bequemlichkeit.

XXXVI.

Kärnthner-Thor, Kärner-Thor, oder Körner-Thor?

Unter den eilf Stadtthoren von Wien ist eines, dessen wahren Nahmen man nicht

so recht eigentlich weiß; und dieses sollte nicht seyn, wie mich dünkt.

Dieses zweifelhafte Thor wird gewöhnlich das Kärnthner-Thor genannt, und von ihm heißt das nahe gelegene Theater auch das Kärnthnerthor-Theater; nach dieser deutschen Benennung hat man es in den französischen Beschreibungen von Wien la porte d'Italie genannt; und diese Benennung davon herleiten wollen, weil durch dieses Thor der Weg nach Italien geht; allein diese Herleitung ist ganz unstatthaft, denn wenn man dieses Thor von einer Provinzstraße benennen wollte, so müßte es das Steyrer-Thor heißen, weil der Weg von diesem Thor zuerst nach Steyermark führt, ehe es weiter nach Kärnthen und Italien geht.

Das gemeine Volk hier nennt dieses Thor das Käner-Thor oder auch das Kärner-Thor; und dieses schon mit etwas mehr Grund: wenigstens behauptete der verstorbene De Luca, daß ehedem die Kärner oder die Bauern, welche mit ihren Karren

nach Wien zu Markte fuhren, alle durch dieses Thor kamen, und mit ihren Karren inner demselben in der langen Straße hielten, und daß von diesem Umstande die zu diesem Thor führende Straße die Kärnerstraße, und das Thor das Kärner-Thor, (das Thor der Kärner) genannt wurde. — Diese Herleitung ist nicht ganz unwahrscheinlich.

Die richtigere aber scheint mir folgende zu seyn: es war ehedem außer diesem Thore der Getreidemarkt, oder wie man in Oesterreich auch sagt, der Körnermarkt; und da man durch dieses Thor auf diesen Markt ging, so nannte man es das Körner-Thor. Diese Herleitung ist mir um so wahrscheinlicher, weil auch in Frankteich und in den Niederlanden mehrere Städte eine porte aux grains oder Körner-Thor haben, welches immer dasjenige ist, wodurch man nach dem Getreide- oder Körnermarkt kömmt.

Mir scheint, es wäre nicht übel gethan, wenn die wahre Etymologie dieses Thors von gemeiner Stadt wegen untersucht, und

dann die Benennung desselben unter öffentlicher Autorität bestimmt festgesetzt würde, damit der Varianten dieses Thornahmens in den öffentlichen Druckschriften ein Ende werde.

XXXVII.

Consumtionstabellen von 1785, 1802, und 1803.

Diese Bilanz mag zur Unterhaltung für die Beobachter und Liebhaber der Oekonomie im Großen hier stehen, um das Plus und Minus zu ersehen, was die Volksmenge von Wien nach einem Zwischenraum von 17 Jahren zur Leibes- und Lebensnothdurft jährlich aufzehrt.

An den Linien von Wien wurden verzollt vom ersten November 1784, bis letzten October 1785.

Ochsen. . . . . . . 41041 Stücke.
Kühe. 1319

Kälber. . . . . . . 71239 Stücke.
Schafe. 48994
Lämmer. 147176
Schweine. 98556
Spanferkel. 12876
Oesterreicher Wein. . . . 547706 Eimer.
Ungerisch. u. ausländ. Wein. 10650
Bier. 376830
Mehl (weißes) . . . 370892 Zentner.
Mehl (schwarzes). . . 262193
Gries. 7135
Hülsenfrüchte. . . . . 44976 Metzen.
Weitzen und Korn. . 152325
Gerste. 73786
Hafer. 704502
Heu. . . . . 19907 Fuhren.
Stroh. . . . . . . 1230162 Bünde.
Unschlitt. . . . . . 21530 Zentner.
Holz. . . . . . . 297133 Klafter.

An den Linien von Wien wurden verzollt vom ersten November 1081 bis letzten October 1802.

Ochsen. . . . . 80473 Stücke.
Kühe. 1602

Kälber.	65494	Stücke.
Schafe.	61472	
Lämmer	222742	
Schweine.	93714	
Spanferkel.	15643	
Oesterreicher Wein. . . .	471849	Eimer.
Ungerisch. u. ausländ. Wein.	38868	
Bier.	460309	
Mehl (weißes)	398984	Zentner.
Mehl (schwarzes) . . .	328985	
Gries.	6904	
Hülsenfrüchte.	96788	Metzen.
Weitzen und Korn. . .	428534	
Gerste.	120832	
Hafer.	948990	
Heu.	20196	Fuhren.
Stroh.	1666788	Bünde.
Unschlitt.	28974	Zentner.
Holz.	253961	Klafter.

Neue Rubriken.

Steinkohlen.	271017	Zentner.
Brod.	7691	
Rohes Fleisch.	1486	

An den Linien von Wien wurden verzollt vom ersten November 1802 bis letzten October 1803.

Ochsen *).	90167	Stücke.
Kühe.	1332	
Kälber.	63353	
Schafe..	67418	
Lämmer.	209705	
Schweine.	67537	
Spanferkel.	10195	
Oesterreicher Wein. . .	526479	Eimer.
Ungerisch. u. ausländ. Wein.	30024	
Bier.	356122	
Mehl (weißes) . . .	388924	Zentner.
Mehl (schwarzes) . .	603409	
Gries.	5781	
Hülsenfrüchte. . . .	38867	Metzen.
Weitzen und Korn. . .	543083	

*) Bey diesem Artikel ist zu bemerken, daß eine beträchtliche Zahl derselben durch Wien in die benachbarten Orte und nach Oberösterreich geht, indessen kann man diese Zahl doch schwerlich höher als auf 20000 Stücke ansetzen.

Gerste.	316163 Metzen.
Hafer.	591839
Heu.	16269 Fuhren.
Stroh.	2529036 Bünde.
Unschlitt.	36213 Zentner.
Holz.	157396 Klafter.

Neue Rubriken.

Steinkohlen.	71228 Zentner.
Brod.	6650
Rohes Fleisch.	1152
Erdäpfel.	30206 Pfund.
Holzkohlen.	124860 Stübich.

Feinere Nahrungsartikel, welche vom 1. Januar bis 31. December 1803 auf den Marktplätzen in der Stadt Wien verkauft worden sind.

Geflügel.

Indianische Hähne. . .	26897 Stücke.
Kapaunen.	79598
Poularden.	49018
Junge Hühner. . . .	371523
Alte Hühner.	33622
Gänse.	95463

Aenten.	37960	Stücke.
Tauben.	29159	

Wildpret.

Hirsche.	167	Stücke.
Wildschweine. . . .	82	
Rehe.	352	
Hasen.	19376	
Fasanen.	7254	
Repphühner.	7544	
Rohrhühner. . . .	4302	
Schnepfen.	6680	
Wildgänse.	125	
Wildänten.	2356	

Fische.

Hausen.	25374	Pfund.
Dick.	9230	
Schill.	47871	
Hechte.	102150	
Seefische.	93100	
Krebse.	733000	Stücke.

Eyer.	20906780	Stücke.
Rindsschmalz. . .	684600	Pfund.
Süße Butter. . .	252575	

Gesalzene Butter.	.	334500 Pfund.
Gemeine Käse.	. . .	668325

Bey diesen Artikeln ist zu bemerken, daß darunter diejenige Summe dieser Comestibilien nicht begriffen ist, welche auf den Marktplätzen der Vorstädte verkauft worden, wie auch nicht dasjenige, was in die Häuser des Adels, der reichen Particuliers und der Wirthe durch bestellte Lieferungen oder Contracte gebracht wird, ohne auf die gewöhnlichen Marktplätze zu kommen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pezzl, Johann,

Neue Skizze von Wien

Bd.: 1. (1805). - 180, [2] S.

Wien 1805

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 7318
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249424-8